Friedrich Gottlob Wetzel innerhalb der geistigen und politischen Erneuerung Deutschlands im Zeitalter der Romantik

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät

der Johann Wolfgang Goethe-Universität

zu Frankfurt am Main

vorgelegt von

Fritz Heinrich Ryssel

aus Frankfurt am Main

1939

L. C. Wittich'sche Hofbuchdruckerei · Darmstadt

1. Referent:

Prof. Dr. F. Schultz

—

2. Referent:

Prof. Dr. H. Brinkmann

—

Tag der mündlichen Prüfung:

3. Mai 1939

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung 5

I. Teil:

Bekämpfung rationalistischen Geistes in Literatur, Kunst und Wissenschaft 7

II. Teil: Die Sorge um das Reich 59

1. Der Kampf gegen die Tyrannen in „Kleon der letzte Grieche, oder der Bund der Mainotten“ 59

2. Der Blick auf die politische Wirklichkeit in „Fischers Reise von Leipzig nach Heidelberg im Herbst 1805“ . . 74

3. Die Verteidigung der bedrohten Nation in „Magischer Spiegel, darin zu schauen die Zukunft Deutschlands und aller umliegenden Lande. Hiebevor ein Wort von der Herrlichkeit unseres Reiches, edler deutscher Nation an Herz und Seele gelegt durch Theophrast, genannt Teutonicus“ 86

Einleitung.

Zu der Auswahl der Werke Wetzels ist zuvor ein Wort zu sagen. Eine Begrenzung ist schon durch die Behandlung der Prosaschriften gegeben — eine andere durch ihre nähere oder weitere Beziehung zum Thema.

Friedrich Gottlob Wetzel, der 1779 in Bautzen auf die Welt kam, erreichte 1810 die entscheidende Station seines Lebensweges: Bamberg. Seine Universitäts- und Wanderjahre hatten ihn nach Leipzig, Jena, wie überhaupt besonders weit durch Thüringen, und nach Erlangen geführt. 1805 erwarb sich der Mediziner in Erlangen den Doktorhut. In Dresden weilte der Verheiratete von 1806–1809. Dann begab er sich nach Nürnberg, um eine Stelle anzunehmen; dort angekommen, erfuhr er von einem neuen Angebot, dem er nach Bamberg folgte. Die Bamberger Jahre bis zu seinem Tod (1819) füllte hauptsächlich die anstrengende und wenig einträgliche Arbeit am „Fränkischen Merkur" aus. Der Zeitungsdienst beeinträchtigte sein dichterisches und schriftstellerisches Werk, besonders in der ersten Zeit, erheblich. Sein letztes Jahrzehnt begleiteten vornehmlich lyrische und dramatische Arbeiten. Die für unser Thema ergiebigen Schriften hatte er also in dem Jahrzehnt von 1800 bis 1810 geschrieben. Das letzte große Zeugnis für sein Bemühen, auf die Politik einzuwirken, datiert aus dem Jahre 1806; es ist die Prophetie „Magischer Spiegel". Seine Auseinandersetzungen mit dem Zeitgeist werden für uns die „Sieben Briefe des Mannes im Monde an mich" aus dem Jahre 1808 beschließen.

Zuerst beschäftigte sich Franz Schultz in seinem Werk: Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura. Untersuchungen zur deutschen Romantik (Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung) mit unserem Dichter. Er konnte die Nachtwachen von Bonaventura — Friedrich Gottlob Wetzel zuschreiben.

Daraufhin hat E. Berend in einem weitausholenden Referat über „Clemens Brentano, der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura" (Euphorion XIX S. 796ff.) die Untersuchungen von Schultz verfolgt und ihr Ergebnis nachdrücklich bestätigt. Zu erwähnen ist auch die wichtige Arbeit von Reinhold Steig: „Friedrich Gottlob Wetzel als Beiträger zu Heinrich von Kleists ‚Berliner Abendblättern'" (Herrigs Archiv, LXV, Bd. CXXVII S. 25–30). Inzwischen ist auch Wetzel als Verfasser der Nachtwachen angeführt worden, so von E. Berend, W. Rehm und Fr. Koch (vgl. S. 47). Auf einen Einwand von Gundolf hin hat Schultz, der schon in einem Aufsatz Wichtiges zusammenfaßte (Herrigs Archiv, LXVI, Bd. CXXIX S. 14f.) und seiner

Ausgabe der „Nachtwachen des Bonaventura", im Insel-Verlag, 3. Auflage, Leipzig 1921, ein die Forschung zusammenfassendes Nachwort beigab (151 ff.) — auf den Einwand also von Gundolf hin hat Schultz selbst noch einmal mit grundsätzlichen Ausführungen das Wort ergriffen (Euphorion XXIX, 1928, S. 234–239).

Weiterhin beschäftigt sich Joseph Nadler mit der Zuschreibung (Literaturgeschichte des deutschen Volkes. Dichtung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften. Zweiter Band: Geist (1740 bis 1813). Im Propyläen-Verlag, Berlin 1938.

Gerade die Bedenken und Überlegungen, die der Gelehrte gegenüber Wetzel vorbringt, verstärken wieder die Unwahrscheinlichkeit, daß Schelling und Karoline — wie Nadler vermutet (S. 503) — als Verfasser in Frage kommen. Hier ist nicht die Stelle, um das Material von Schultz auszubreiten und seine verschiedenen Zwischenergebnisse zu referieren. Daß Dilthey an der Verfasserschaft Schellings zweifelte, dürfte in diesem Zusammenhang nicht unwesentlich sein (vgl. Schultz, Nw, S. 85). Julius Petersen würdigt neuerdings die Gründe der Zuschreibung vollauf und meint, daß die Verfasserfrage mit großer Wahrscheinlichkeit gelöst sei. (J. Petersen, Die Wissenschaft von der Dichtung, 1. Band: Werk und Dichter, Berlin 1939 S. 98 f.)

Man darf bemerken, daß eine kurze Betrachtung der Stellungnahme von Nadler, der vergeblich für Schelling und Karoline plädiert, schließlich wieder auf die Lektüre der Untersuchungen von Schultz verweist, die nun auch unserer Arbeit zugute kommt. Eine Fortführung der Forschung zu Wetzel bedeutet die Arbeit von Hans Trube, „Friedrich Gottlob Wetzels Leben und Werk. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Lyrik". (Germanische Studien, Heft 58.)

Wir haben nicht alle Werke Wetzels, die uns zur Verfügung standen, gleichmäßig berücksichtigt, sondern uns darauf beschränkt — dem Thema gemäß —, die dominierenden Linien in seinen Arbeiten vor den Befreiungskriegen durchzuziehen.

Ganz besonderen Dank schulde ich Herrn Professor Dr. Franz Schultz in Frankfurt am Main für seine freundliche Anteilnahme an meiner Arbeit.

I. Teil.

Bekämpfung rationalistischen Geistes in Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Wenn neue Gedanken alte Meinungen und Erkenntnisse ablösen, so geschieht dies sehr selten auf Grund einer sachlichen und wohlbegründeten Diskussion. Und wenn sie vorhanden ist, so werden ihre Stimmen doch übertönt. Die Erregung, der Eifer, die Leidenschaft und der Haß, diese Mitläufer eines geistigen Kampfes, regieren dann die Stunde. Die Wortführer des Alten, meistens nicht frei von Engherzigkeit und geistiger Erstarrung, besitzen nicht mehr den reichen Schatz und die Umsicht der Wegbereiter und der ersten Theoretiker, und die Kämpfer für das Neue vermögen kaum an sich zu halten vor Tatendrang, Machtgefühl und ungebrochener Überzeugungskraft. So werden heftige Kämpfe in Büchern und Journalen ausgetragen. In solchen Zeiten löst zwar mit Recht die kommende Anschauung die alte ab, wenn auch dabei nur zu leicht die Vorzüge, Notwendigkeiten und Leistungen des Alten übersehen und vergessen werden. So geschah es auch der Bewegung der Aufklärung in Deutschland, als sie nach dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre schöpferische und fruchtbare Arbeit geleistet hatte und nun eine junge Generation — ungeachtet, daß sie noch manche Gemeinsamkeiten mit der Feindin verbanden — aufstand und sie auf allen Gebieten des geistigen Lebens zurückzudrängen versuchte.

Die geistige Bewegung, die man Aufklärung nennt, ist an ihrer Forderung nach Autonomie der Vernunft zu erkennen. Über der entschiedenen und leidenschaftlichen Ablehnung, die der konsequente Rationalismus in der Zeit der deutschen Bewegung (1770—1830) erfahren hat, könnte man nur zu leicht den positiven Beitrag[1] vergessen, den die

[1] Eine knappe, höchst übersichtliche Ordnung über das Wirken der Aufklärungsideen hat uns Emil Ermatinger an die Hand gegeben. Für ihn wirkten in „dreifacher Schichtung" die Gedanken:

1. als allgemeine Grundlegung einer neuen Weltanschauung in den Werken der Philosophen;
2. in der Anwendung der durch das philosophische Denken gefundenen Grundsätze auf die einzelnen Fachwissenschaften und in ihrer Umwandlung zu moderner Forschung;
3. als breiter Strom der allgemeinen Volksaufklärung im Sinne einer Wandlung der Ansichten über religiöses, sittliches, gesellschaftlich-staatliches und wirtschaftliches Leben und einer Neugestaltung dieses Lebens selber. Handbuch der Kulturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Heinz Kindermann. Deutsche Kultur im Zeitalter der Aufklärung von Dr. Emil Ermatinger. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion M. B. H., Potsdam. S. 8.

Aufklärung auf vielen Gebieten des Lebens geleistet hat. Die Begründung des modernen Schullebens, die Ausbildung der Wissenschaften, die niemals ohne ein gewisses rationalistisches Verfahren, Experiment, Regel und Methode, zu denken sind, eine allgemeine Verbesserung des Geschmackes, die bedeutend ist, wenn sie auch mehr in die Breite als in die Tiefe wirkte, eine weitgehende und für den Untertanen wertvolle Ordnung des staatlichen Lebens und schließlich die philosophische Unterbauung alles Tuns. Diese Taten, die die Macht der Vernunft in der sogenannten Aufklärungszeit hervorgebracht hat, sind gar nicht aus dem Verlauf der Geschichte hinwegzudenken, sollten wir dort ankommen, wohin wir gelangten.

Dem großen Wert der Aufklärung steht ihr vielfacher Mangel gegenüber. Der deutsche Geist und das Volksgemüt dringen zuzeiten aus einer Tiefe heraus, die das „Licht der Vernunft" nicht zu erhellen vermag. Die junge Generation, die es ablehnte, der Vernunft zu vertrauen, verehrte Hamann, Herder und Klopstock. Die Schranken, die die Vernunft im Reiche des Geistes aufgerichtet hatte, durchbrachen sie mit der Macht des Herzens, des Gefühls. Die emotionalen Kräfte des Menschen drängten sie in Kunst und Leben auf den Weg.

Für unseren Überblick ist es nicht von Wert, den Ablauf dieses Kampfes in seinen verschiedenen Phasen zu beobachten, als vielmehr anzugeben, „was den letzten Sinn jener geistigen Haltung ausmacht, durch die der Sturm und Drang mit der Klassik und auch mit der Romantik verbunden wird[1]". Für uns bestehen also keine Gegensätze in dem literarhistorischen Ablauf während der Zeit der deutschen Bewegung, sondern wir sehen die verbindende Gemeinsamkeit zwischen Sturm und Drang, Romantik und Klassik andererseits: die organisch-dynamische Weltanschauung.

Bei der Darstellung kommt es uns nicht so sehr darauf an, übereinstimmende Motive zu betonen, als vielmehr jene geistigen Kräfte zu verfolgen, denen nicht die Anstrengung der von der Vernunft geleiteten Männer galt, die sich in ihrer Gesamtheit aber imstande erwiesen, den politischen Niedergang zu überwinden: Volkstum und Glauben.

Gerade an einem nicht stark hervorgetretenen romantischen Geist wie Wetzel kann gezeigt werden, welcher Eifer und welche Aufmerksamkeit der politischen Wirklichkeit, den Zuständen des Staates entgegengebracht wurden — während es doch noch geschehen kann, daß die sogenannte Romantik, nach veralteten Anschauungen verkannt, als wirklichkeitsfremde und politisch gleichgültige, schöngeistige Bewegung beurteilt wird.

Wenn ein Volk aufsteht, wie es das deutsche in der Zeit der Befreiungskriege tat, so kann dies niemals geschehen, ohne daß zuvor ein neuer Geist den alten, in das Elend führenden abgelöst und die Bereit-

[1] Franz Schultz, Klassik und Romantik der Deutschen. I. Teil: Die Grundlagen der klassisch-romantischen Literatur. Stuttgart 1935, S. 9.

schaft zu der großen Tat geschaffen hätte. Dieses Verhältnis von geistiger Verfassung und politisch-völkischem Schicksal legt es uns nahe, die Bemühungen Wetzels um eine Erneuerung nach zweifacher Anordnung hin zu würdigen: der kritischen Beobachtung des geistigen Lebens seiner Zeit folgt die nicht minder kämpferisch-unbedingte Teilnahme an den politischen Zuständen und Vorgängen in unserer Darstellung. Der „Kleon[1]" ist das erste uns bekannte Prosawerk, mit dem der junge Wetzel in die Literatur und den geistesgeschichtlichen Kampf tätig eingriff. Sein Denken enthielt damals noch eine rationalistische Färbung, die es in der Schulzeit unter dem Einfluß seines Lehrers Friedrich Gottlob Ernst Gedicke[2] angenommen hatte, sein Sinn hatte sich aber schon anderen Männern und Anschauungen zugewandt. Auf den jungen Wetzel, der den „Kleon" schrieb, haben Herder, Goethe, Schelling, Jean Paul, Shakespeare sowie Gray und Young stark gewirkt. Das geistige Programm, das diese Namen verheißen, enthält in abgewandelter und dem persönlichen Temperament angeglichener Form der Roman, der in Griechenland zur Zeit des von den Russen unterstützten Aufstandes gegen die Türkei (1770) spielt[3].

Viele Tendenzen, die Wetzel im „Kleon" vertritt, kehren in den folgenden Werken wieder, die unser Dichter als energischer Gefolgsmann einer wirklichkeitsverbundenen und angriffsfrohen Romantik schreibt. So bleibt in seinem Werk, trotz des anfänglich noch bemerkbaren rationalistischen Einschlags, eine ideenmäßige Kontinuität erhalten: die scharfe Ablehnung einer von der autonomen Vernunft und der rechthaberischen Vernünftelei — wie sie in den Tagen des alten Nicolai anzutreffen war — geschaffenen Welt- und Lebensschau. Als Wetzel 1815 den „Prolog zum großen Magen", ein satirisches Gedicht, dessen erster Entwurf schon 1806 in der „Dresdner Abendzeitung[4]" stand, veröffentlichte, da konnte er rückblickend erklären: „Denn eben diesem heillosen Gnomen- und Erdgeist, dem ... die Seele bloß im Magen, oder dieser in jener, sitzt, hatten wir den Verfall in jene unselige Knechtschaft zu danken ...", tadelnd und gläubig fügte er hinzu: „... woraus uns wahrlich minder unser Verdienst, als vielmehr der höhere Arm gerettet hat[5]". Diese scharfen Worte sind nur der Ausdruck einer immer schon vertretenen

[1] Kleon der letzte Grieche, oder der Bund der Mainotten. Nach dem Neugriechischen von F. G. Wezel. Ronneburg und Leipzig bei August Schumann 1802 (zit. „Kleon").

[2] Vgl. Dr. Hans Trube, Friedrich Gottlob Wetzels Leben und Werk. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Lyrik. Germ. Studien Heft 58, Berlin 1928, S. 18, 108, 110. Über Gedicke vgl. Allgemeine deutsche Biographie VIII, S. 490f.

[3] Vgl. Der Philhellenismus in Deutschland 1821–1829. Diss. von Werner Büngel, Marburg 1917, S. 2.

[4] Über die Abendzeitung vgl. Franz Schultz, Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura, Untersuchungen zur deutschen Romantik. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1909, S. 213ff. (zit. Nw).

[5] Prolog zum großen Magen. Leipzig und Altenburg, bei F. A. Brockhaus 1815. Vgl. Franz Schultz, Nw, S. 228.

Gesinnung, nicht eine nach dem geistigen und politischen Wandel ausgerichtete Beteuerung. Wetzel hätte Gründe gehabt, seine Verdienste um das Werk der Errettung zu betonen. In seiner Art und auf seinem Felde strebte er nach demselben Ziel wie seine großen Zeitgenossen Stein, Hardenberg, Gneisenau, Scharnhorst, Fichte und Arndt, um mit ein paar Namen auf eine ganze Reihe von Männern zu weisen, deren Geist von den Quellen der organisch-vitalistischen Weltanschauung gespeist wurde. Nicht der Wert der Wetzelschen Schriften als gerundete, künstlerische Leistung muß daher erwiesen werden, sondern sein Wirken innerhalb der deutschen Bewegung, die vornehmlich in Leibniz, Shaftesbury, Klopstock, Herder, Goethe und Schelling ihre Wegbereiter und Künder fand.

Der junge Wetzel, der den „Kleon" schrieb, fühlte, daß mit den Mitteln, die Erfahrung und Logik als Kriterien für alles Erkennen ihm boten, keine befriedigenden Antworten auf seine Fragen zu erhalten waren. Er sah die Welt nicht als eine logische, rationale Einheit, die zu erfassen, zu zergliedern und wieder zusammenzufügen dem Menschen möglich sei. Stimmungen und Launen, die rasch in ihm wechselten, eine starke Neigung für Außergewöhnliches und Plötzliches, „intellektregierte Kräfte der Phantasie", die sich in ihm dauernd mit „Kräften des Gefühls, der Affekte[1]" mischen, vernichtender Zweifel und Niedergeschlagenheit, die Zuversicht und glühender Begeisterung folgen — dies alles, sein ganzes lebendiges, aber auch oft unstetes Innere[2], lenkt ihn in ganz andere Bahnen als einen von den Erkenntnissen der Vernunft geleiteten Menschen. Alle Einsicht will Wetzel mit den Gefühlskräften der menschlichen Natur gewinnen, durch Begeisterung, innere Schau, durch Traum und Ahnung; nicht durch Sinnen und vernünftiges Denken kann er dem Geheimnisvoll-Raunenden der Welt, das er vernimmt, näherkommen.

Die Befreiung, die Kleon erzwingen will, entstammt keinem durch Vernunftforderungen belegten Programm. Kein langes Wägen und kein umsichtiger Entschluß haben ihn bewogen, die Tat zu wagen; er folgte einem übermächtigen Antrieb seiner Sinne, einer Eingabe des Herzens. Ein systematisches Planen würde mit dem Wesen Kleons nur schlecht übereinstimmen. Mit der Schilderung des zum Jüngling und Freiheitshelden heranwachsenden Kleon, mit der Betonung des von ihm verehrten Geistes, mit vielen vorgebrachten Hinweisen und Belehrungen — damit erklärt Wetzel mehr als zur Genüge die geistigen Grundlagen seines Helden.

Als Kind hatte Kleon nichts mit „hochbelobten Wunderkindern" gemein, die durch erstaunlich entwickelte geistige Fähigkeiten die Erwachsenen erstaunten und ihren Beifall fanden. Einige Bekannte des Elternhauses hielten den Knaben sogar für etwas beschränkt. Er konnte im Lernen mit seiner vier Jahre jüngeren Schwester nicht mitkommen. Wie sehr Wetzel mit dem allmählichen Wachwerden und Weiterschreiten

[1] Hans Trube a. a. O. S. 94f.

[2] „Gotthilf Heinrich Schubert in seinen Briefen. Ein Lebensbild." Stuttgart 1918, S. 31f. Von D. G. Nathanael Bonwetsch.

des Geistes einverstanden ist, zeigt der Spott, mit dem er sich bei der Angabe, daß Kleon besonders mit den einfachen Rechenarten Schwierigkeiten hatte, gegen die vernunftgeleiteten Menschen wendet. „Was für traurige Folgen dies letztere in mancher Hinsicht für ihn haben mußte, sieht der ökonomische Leser von selbst" (82). Den Heranwachsenden kennzeichnet er als einen „tiefen, stillen lebendigen Geist", der sich besonders mit den großen Menschen der Vergangenheit beschäftigt. „Dergleichen Erzählungen hörte er schon als Kind mit geheimer Wollust bis in die späte Nacht; und seine kindische und eben deswegen ins Ungeheure bildende Phantasie führte das Gehörte in seinen Träumen noch größer und herrlicher aus "(83). Kleon wuchs nicht heran als ein schnell begreifender, nach außen gerichteter Jüngling, er lebte „mehr in sich" als in der Außenwelt, „mehr mit der Vergangenheit beschäftigt, als mit der Gegenwart" (85). Zu dem Bilde seines Geistes paßt es, daß Kleon bei der Erinnerung an die Gestalten der ruhmreichen Vergangenheit auch an die Zeit denkt, „als Plato in die Tiefe der Wahrheit hinabstieg und die ewigen Ideen des Weltgeistes ausgesprochen sah in der Sichtbarkeit und sie deutete mit Begeisterung warmer, weltenbildender Phantasie . . ." (91). Den „stolzen, ächt griechischen Entschluß", die Fremdherrschaft zu brechen, entfaltete in ihm der begeisterte Greis, ein Staatsmann, der nach seiner Absetzung in Spanien durch die Feindschaft klerikaler Kreise Griechenland als Einsiedler aufsuchte. Fernando, der Greis, stieg mit dem „flammenden Jüngling" im Geiste hinab in die „Pyramiden der großen Vorwelt", wo die beiden den „großen Gestalten" begegneten. Bei diesem Umgang erwachte der Geist des Jünglings immer mehr. Kleon grübelte und träumte viel über das Geschick seines Vaterlandes, ohne Klarheit oder den festen Entschluß zur Tat zu gewinnen.

Aus der chaotischen Bewegtheit des Gemütes entstand der entscheidende Antrieb. Für Wetzel steht „der ewigklare, nüchterne, mittelmäßige Kopf" hinter jenen Menschen, die lange selbst über sich ungewiß bleiben, zurück. Eine Klärung im „ewigen unentschiedenen Selbst-Kampfe" trat überraschend ein. Das „Fest einer neuen glänzenden Epoche in der Bildungsgeschichte des menschlichen Geistes", das Pfingstfest, brachte den endgültigen Entschluß. Was könnte die Herkunft des Freiheitsgefühles und die Art, sich zu entscheiden, mehr verdeutlichen als der Durchbruch des Geistes in einer Kirche, an dem Tage, da die Jünger einst, von großen Gewalten getrieben, in Zungen predigten?

In einer gewaltigen, seelischen Erhöhung, einem mächtigen Enthusiasmus, in einem berauschten Geisteszustand sah Kleon sich seinen Weg für die Befreiung des Vaterlandes gewiesen[1].

[1] Wie trunken vom Entzücken über das neugeborene Weltall, das sich dem Schoße der Schöpfung entwand, riefen alle Stimmen: „Und es ward Licht!" Da fühlte sich der Jüngling unendlich emporgehoben, und das Schicksal der ganzen Menschheit ging in diesem Augenblicke an seinem innern Auge vorüber; er wäre gern hingesunken vor dem Weltgeist, der in der tönenden Orgel und im Hymnus der Festposaunen, wie auf einem feurigen Wetter, auf ihn herab sprach (99).

Also nicht eine Folge klarer Gedanken brachte ihn auf seine Bahn, sondern der „Weltgeist", der ihn überkam und durch Musik, im Konzert der „tönenden Orgel", im „Hymnus der Festposaunen", zu ihm redete. Sein überquellendes Gefühl, sein mächtig schlagendes Herz trieb ihn voran[1].

Die Reizbarkeit des Gefühls bringt Kleon nicht nur die beseligende Ausweitung seines Ichs, so daß er im Taumel der auf ihn eindrängenden Empfindungen seine Arme ungestüm um einen Baum schlingt: das starke Reagieren des Gefühls liefert ihn auch dem Wechsel der Stimmungen und Launen aus, es gibt ihn der Macht der Verzweiflung preis. Der heimkehrende Kleon, der seine Eltern, Geschwister und seine Geliebte, die, durch die türkischen Machthaber bedrängt, die Stadt verlassen hatten, nicht mehr antrifft, verliert bei der Mitteilung eines alten Gärtners vorübergehend allen Mut und hegt keine Zuversicht mehr für seinen Kampf. Wie Begeisterung ihn bis zum Taumel mitreißen kann, so drücken ihn Verzweiflung und Haltlosigkeit, wie sie in den „Nachtwachen des Bonaventura" anzutreffen sind[2], bis zur unheimlichen Grabesstimmung hinunter[3].

Mit der bisher gefundenen Seelenlage Kleons stimmen die Weisen seiner freundschaftlichen Beziehungen überein. In ihnen kehrt der Einsatz der gesamten Persönlichkeit, das rückhaltlose Öffnen des eigenen Herzens, dessen Überschwang die geliebten Menschen erhöht und verherrlicht, wieder — diese ganze Begeisterung und Hingebung ergibt den Ton, der Kleons Freundschaften erfüllt. Der Mitmensch erhält einen Teil der Liebe, Verehrung, der Wärme eines jungen bewegten Herzens, den Gott und die Natur von Kleon empfangen.

Ohne die Herzlichkeit, den Überschwang, die Empfindsamkeit, die Klopstock und besonders die Jünglinge des Hains gelebt und ihren Dichtungen mitgegeben haben, ohne die Seelenstimmung der Jean Paulschen Gestalten[4], das Freundschaftswesen der Romantik wäre die Gemütslage in Wetzels Roman nicht zu denken.

---

[1] „. . Die Mauern — däucht es ihm — rückten von allen Seiten auf ihn an; über ihm schwankte wie eine steile, hangende Klippe der Hochaltar, an dessen Stufen er stand; das hohe Gewölbe sprang auf, und eine Verklärung stieg herab aus den Fittigen eines starken Sturms, und Flammen wehten umher in der hehren Dämmerung des Heiligtums (99)."

[2] Vgl. Franz Schultz, Nw, S. 289.

[3] „So ist denn alles aus?, dacht er, als er durch die erleuchteten Straßen hingieng, und eine geheime Stimme, die er nicht zu unterdrücken vermochte, antwortete hohl und dumpf, wie aus einem Grabe: ‚Alles' . . . alles starrte ihn hohl und todt und fremd an, wie einen wiedergekommenen Geist; kein Auge war in der ganzen Natur, das liebend auf ihn sah', kein Herz schlug ihm entgegen. In dumpfem thränenlosem Schmerz warf er sich unter eine Buche auf eine steinerne Bank. Ihm war die ganze Sichtbarkeit vergangen, jeder Lebenslauf erloschen. ‚Alles aus!' nur diese Stimme vernahm er noch aus den Trümmern der Schöpfung" (352).

[4] Über die vielfache Einwirkung Jean Pauls auf unseren Dichter hat Franz Schultz in den Nw ausführlich gehandelt und entscheidende Belege beigebracht. So kann er S. 251 — wie zusammenfassend — sagen: „In der Tat laufen Wetzels innige Beziehungen zu Jean Paul durch sein ganzes Leben."

Wenn in den „Strophen[1]“ Hans Trube erkannte, daß die anfänglich heroische Auffassung der Freundschaft in den späteren Gedichten sich in eine sentimental-spirituale wandelte, so bleibt diese Wendung auch für den „Kleon“ zu vermerken. Sinn für das Heroische bleibt bemerkbar. Denn die Jünglinge, die miteinander durch Freundschaftsbande verbunden sind, kämpfen gemeinsam für die Befreiung Griechenlands, und oft fügt es der Verlauf eines Treffens, daß ein in harte Bedrängnis geratener Kämpfer von dem Freund aus der drohenden Gefahr errettet wird. Das Kämpferisch-Heldenhafte ist dem Verhältnis der Freunde immer eigen.

Wenn schon Hans Trube die Einwirkung Klopstocks auf unseren Dichter umfassend belegte[2], so mag es doch angebracht sein, eine auffällige Verbindung der beiden Dichter, die für unser Thema, Kleons Freundschaftswesen, etwas auszusagen vermag, anzuführen. Schon in den Überschriften kündet sich eine Übereinstimmung an: Die frühen Gräber (1764) von Klopstock, Die frühe Gruft (im Oktober 1798) von Wetzel[3]. Um die motivischen Übereinstimmungen deutlich zu machen, genügt es schon, sie, ohne jeden Zwischentext, nebeneinanderzustellen.

Die frühen Gräber.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt; das Gewölk wallte nur hin.

Die frühe Gruft.

Du bist's, der Erinn'rung Gefährt!
Schöner freundlicher Abendstern,
. . .
Wie schwebst du so schön, wie so stolz,
. . .
Doch die Wolke hüllt
Jetzo dich; . . .

[1] Strophen von Wetzel. Lübben, in Commision bei C. F. Gotsch. 1802. Über die Freundschaftsauffassung vgl. a. a. O. S. 152. In der Frage der genauen Datierung des Kleon trifft Trube ungefähr das Richtige (S. 27). Zu berücksichtigen ist, daß sich im Kleon die Bezeichnung „Insektenblumen“ für Schmetterlinge findet (S. 468), die man auf „die Vorstellung, Schmetterlinge und Insekten seien freigewordene und fliegende Blumen“ zurückführen kann. Darüber vgl. Franz Schultz, Nw, S. 170. Der Urheber des Bildes ist Hendrik Steffens, der es in seinen „Beiträgen zur innern Naturgeschichte der Erde“, die 1801 in Freiberg erschienen, gebrauchte (S. 287). So muß der „Kleon“ also zwischen 1801 und 1802 – dem Jahr des Erscheinens – entstanden sein.

[2] Vgl. Trube a. a. O. S. 118.

[3] Strophen S. 133f.; das einzige mir bekannt gewordene Exemplar überließ mir sein Besitzer, Herr Prof. Dr. Franz Schultz in Frankfurt a. M., freundlicherweise zur Einsicht.

Die frühen Gräber

Ihr Edleren, ach es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
Oh, wie war ich glücklich, als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht!

Die frühe Gruft

Oft sah ich ihn schimmern, den Stern,
Und der näheren Gottheit Spur
Mit dir Freund! Noch entzückt mich sein stilles Licht;
Aber dich deckte schon früh, Aedler, die Gruft.

Wieviel Wetzel in dem Gedicht Klopstock verdankt, braucht nicht näher verdeutlicht zu werden, weniger wegen der motivischen Anklänge, die nichts Letztliches besagen können, als wegen der gemeinsamen Höhe der Empfindung. Es wäre nun falsch, von der Lyrik auf den Roman Wetzels zu folgern, aber es kann doch ermessen werden, welchen Einfluß auch auf das Freundschaftswesen Klopstock im „Kleon" ausübt.

Von der Bereitschaft, Freundesliebe zu geben und zu empfangen, gibt die Tatsache eine richtige Einschätzung, daß die Freunde im „Kleon", wenn sie sich gefunden haben, davon sprechen, wie sie sich den ersehnten Gefährten vorgestellt haben. Der sie umgebende Alltag enttäuscht diese Menschen, sie entfliehen der Bedrückung: sie sehnen sich zu empfindungsstarken Freunden in ein schönes Land. Sie finden nicht durch Beobachtung, Erfahrung, durch Proben der Eignung zu einander hin; der Blick[1] bei einer Begegnung verschafft ihnen sofort die Gewißheit, den ersehnten Menschen gefunden zu haben. Eine Inbrunst der Freundesliebe gibt ihnen unmittelbar die flammendsten Worte ein. Ihre Seele drängt in ihre Beteuerungen ein. Ein Zusammentreffen beeindruckt Kleon so stark, daß er an nichts anderes denkt, als den erblickten Jüngling zum Freunde zu gewinnen, als ihm „sein ganzes Inneres" zu öffnen ... Bei einem anderen Jüngling, mit dem er an demselben Tage schon „Brüderschaft" geschlossen hatte, stieß ihn „eine Mischung von selbstgenügsamen Stolz und herrschendem Trotze" zurück. Ihm konnte er sein Inneres nicht öffnen. Das Bild eines Freundes, das Kleon im Geiste vor sich sieht, gleicht dem unbekannten, nur flüchtig erschauten Jüngling (128f.).

Die baldige, nächtliche Abreise des Fremdlings schmerzt Kleon wie der Verlust eines alten, liebgewonnenen Freundes. „So hab ich dich denn schon verloren, Geliebter meiner Seele? — aber warum wagt' ich's nicht, ihm meine Liebe durch einen Blick, durch einen schnellen Händedruck zu verrathen?" (132). Als später Kleon den Jüngling aus einer gefährlichen Lage errettet und der Fremdling „Kleons Namen hörte, fuhr er wie entzückt vom Lager auf und drückte ihn mit liebendem Ungestüm

[1] Vgl. S. 122.

in seine Arme und rief: auch dich hab' ich gesucht! Sei mir gegrüßt, Bruder meiner Seele! Schon längst vernahm ich den Ruf deiner Geschichte, entwarf mir ein Bild von dem kühnen, stillen Patrioten" (477).

Von der kosmischen Bedeutung einer Freundschaft kündet der Dichter (über dessen Subjektivismus noch an anderer Stelle zu reden sein wird) in einer besonderen, sich an den Leser wendenden Ausführung. Wer „sich nun eins fühlt mit der Welt, und das unendliche Leben neu beginnend und wieder-vollendend in sich", der mag Kleon nachempfinden, als er den geliebten Unbekannten vom Tode errettete, und als „sein Einziger das Aug' aufschlug unter seinem Feuerkusse" (416).

Wie die Freundesliebe fast ganz spirituell erscheint, so gehört die Liebe zu einem Mädchen — Kleon kennt die verehrte, vergötterte Theone seit seinen Knabentagen — als letzte Erfüllung aller irdischen und überirdischen Wünsche dazu. Getrennt von ihr durch widrige Geschicke, erreicht er ihr Bild und ihr Wesen in seiner Vorstellung. Die Sehnsucht ist ihm ein Flügel, um das unvollkommene, schmerzende Alltagsland zu verlassen und vorzudringen in das Reich des Absoluten, des Ewigen. Es ist ein Weg, der vom Endlichen zum Unendlichen führen soll. „Dieses unruhige Streben, dies dunkle Ringen nach etwas Hohem, Unbekanntem verließ ihn nimmer" (8).

Der Knabe schon wird davon ergriffen. Ein Bekannter seiner Eltern traf ihn abends weit vom Elternhause entfernt, auf freiem Felde. Nur mit Gewalt wurde er, der „in die Abendröthe, über die Berge!" wandern wollte, nach Hause zurückgebracht, wo er „von Stund an" in eine hitzige Krankheit verfiel, die Erinnerung und die „Schwärmerei im Arkadien der Vergangenheit" banden die Kräfte des Jünglings jedoch nicht so, daß er, in Gedanken seiner Sehnsucht hingegeben, untätig seine Zeit verbrachte. Nichts beweist mehr den geistigen Zusammenhang mit der sogenannten Bewegung des Sturm und Drang als das Festhalten an dem Einsatz aller persönlichen Kräfte für das tätige Leben. „Den starken Naturen" ist die sehnsüchtige Phantastik „nur ein Traum, aus dem sie mit verjüngter Kraft zum Tagewerk des Lebens erwachen."

Wie Werther streckt Kleon im Traume die Arme nach der Geliebten aus, aber aufwachend oder aus seinen Phantasien zurückkehrend, weint er nicht „trostlos einer finstern Zukunft entgegen[1]", sondern der Traum von einer Begegnung mit der geliebten Theone macht ihn wieder zuversichtlich für seine Aufgabe. So betritt Kleon ermutigt das Feld des wirklichen Lebens, das er verdrossen und unbefriedigt floh[2].

Als „magischer Spiegel seiner Erinnerungen", als „ein reizendes Schattenspiel der Phantasie", als „Zustand der Exaltation", als

[1] Goethe, Die Leiden des jungen Werthers, 1. Buch; am 21. August.

[2] „So schwärmte er sich oft aus der drückenden kalten Wirklichkeit hinauf; alles was ihm fern war in Zeit und Raum, gestaltete seine Phantasie riesenhaft, jede ferne Nebelbank war ihm eine glückliche Insel, und hinter jeder Wolke, glaubte er, läg' der Eingang in's Empyreum und in den Freudenhimmel" (92).

„Wahnsinn des heiligen Traums" kehrt dieses Vordringen nach Innen vielfach wieder. „Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft", so schreibt Werther[1].

Als letztes Ziel ihrer Reise weist Theone den träumenden Kleon[2] immer wieder in himmlische Fernen. „Dort", sagte die Melodische jetzt, „dort, Geliebter!" und zeigte nach dem Abendstern mit weinender und unaussprechlicher Liebe, und eine Verklärung ging auf in ihrem Angesichte; sie erhob sich immer höher und auf einem Silberwölkchen gegen die Küste des Hesperus empor; noch einmal blickte sie liebend nieder zu dem Jünglinge ihrer Sehnsucht und versank dann allmählich wie eine aufschwebende Heilige in den Strahlen des Sterns (321f.).

Wie Tiecks Sternbald empfindet Wetzels Kleon Trost in Stunden der Dunkelheit beim Betrachten des Himmels und des aufgegangenen Mondes. Dabei finden sie Linderung ihrer Sehnsucht. „Kleon versank allmählig in jene süß-schwärmende Wehmuth, die der Abendstern für den Menschen mitbringt . . . (5). Da ging der Mond auf im Osten. Und Kleon wandte sich nun nach der Glorie, die aus den glänzenden Wolken emporstieg, und hing mit entzücktem Auge an ihr und an der Milchstraße, die, wie der Sonnenkoloß aus der Unendlichkeit aufstand. Da ging's auf einmal wie ein Blitz durch sein dämmerndes Bewußtsein; er fühlte sich in seine Vergangenheit zurück und all ihre Freuden stiegen, wie glückliche Inseln, aus dem verklärten Oceanus auf, und Engelknaben spielten unschuldig in ihren Blumen und das Meer tönte, wie Wiegengesang herauf in seine Träume" (6f.)[3].

Der Traum spielt nicht nur im „Kleon" in Verbindung mit der Sehnsucht und der Liebe, deren Erfüllung er schenkt, eine wesentliche Rolle, sondern in einem noch umfassenderen, ganz von den Erkenntnissen der Vernunft abrückenden Maße als Spiegel und Mund der Zukunft. Gegen nichts führte die Aufklärung einen hartnäckigeren Kampf als gegen das Unwesen des Aberglaubens. So sehr diese Bemühungen der Rationalisten

[1] Goethe a. a. O. 1. Buch; am 22. Mai.

[2] „Es fiel ihm ein, wie er so oft eine unerklärbare Sehnsucht nach etwas fernem, unaussprechlichem empfunden habe und wie es ihm oft zu eng geworden sei, selbst draußen in seinem Lieblingswäldchen."

[3] Vgl. Tiecks Schr. XVI, 86: „Die Scheibe des Mondes stand seinem Kammerfenster gerade gegenüber, er betrachtete ihn mit sehnsüchtigen Augen, er suchte auf dem glänzenden Runde und in den Flecken Berge und Wälder, wunderbare Schlösser und zauberische Gärten voll fremder Blumen und duftender Bäume; er glaubte Seen mit glänzenden Schwänen und ziehenden Schiffen wahrzunehmen, einen Kahn, der ihn und die Geliebte trug und umher reizende Meerweiber, die auf krummen Muscheln bließen und Wasserblumen in die Barke hineinreichten. Ach, dort! dort! rief er aus, ist vielleicht die Heimat aller Sehnsucht, aller Wünsche; . . ." Die träumerisch-wehmütige Stimmung und die Anordnung der Szene, die den beiden zitierten Stellen gemeinsam sind, lassen an einen Anklang des „Sternbald" im „Kleon" denken, um so mehr als Wetzel Tieck selbst von seiner Bewunderung für den Roman berichtete. Der wichtige Teil dieses Briefes ist bei Schultz, Nw, S. 256 abgedruckt.

zu billigen sind, so ist ihnen doch vorzuwerfen, daß sie in ihrem Drange, zu bessern, aufzuklären, mit einem Radikalismus zu Werke gingen, der nicht nur das Unwesen zurückdrängte, sondern auch das gesamte Wesen des Wunderbaren aus dem menschlichen Bereich ausschloß. Für die Aufklärer gab es keinen Klang aus einer anderen Welt, keinen Glauben an eine allwirkende Vorsehung, keine Anerkennung des Spiels jener Seelenkräfte, die außerhalb der Vernunft und des Willens liegen. Gerade aber Wetzels Zug zum Metaphysischen äußert sich im „Kleon" in dem Wirken des Unwillkürlichen, des Unbewußten, des Traumes, der Ahnung, in dem Glauben, daß eine weit alle Grenzen der ratio überfliegende Vorsehung zu dem Menschen durch eine innere Stimme spricht, ihm ein Zeichen für die noch in der Zukunft verborgenen Dinge gibt. Wetzel, der nahe Freund G. H. Schuberts[1], räumt jenen Dingen zwischen Himmel und Erde in seinem Roman einen wesentlichen Platz ein, von denen Hamlet zu Horatio redet.

Nach längerer Abwesenheit von der Heimat weiß Kleon nicht, wo seine geliebte Theone verblieben ist, aber er glaubt unentwegt an eine glückliche Begegnung. „Ich sehe dich wieder, mir sagt's mein Herz, ich sehe dich, meine Einzige!" (262).

Sogar Wörter und Sätze, die fremde Menschen sprechen, ohne von Kleon zu wissen, gelten ihm als eine Enthüllung des noch in der Zeit Verborgenen. Verzweifelt irrt Kleon in der Heimatstadt umher, die ihm während seiner Abwesenheit fremd geworden ist. Die Verwandten und die Geliebte findet er nicht dort. „Jetzt kam aus einem Hause, an dem er vorüber ging, ein Mädchen schnell heraus, und eine weibliche Stimme rief ihr nach aus der Thüre: ‚Geschwind, du triffst sie noch.' Wie ein Blitz fuhr der deutungsvolle Ruf durch Kleons Seele; ‚du triffst sie noch!' wiederholt' er sich leise und unaussprechliche Hoffnung kam in sein Herz, und die Stärke der Überzeugung, daß er seine Verlorene wiedersehen werde" (353).

Kleon glaubt so fest an wunderbare Zusammenhänge, die jeder vernünftigen Prüfung entrückt sind, daß sie seine seelische Verfassung verändern können. Beruhigter kehrt er in einen Gasthof ein und schlief nach den Mühen und Leiden dieses Tages einen tiefen, süßen Schlaf (354).

Auch der Tod, der den Freiheitskämpfer auf dem Schlachtfelde erreichen sollte, wird ihm vielfach vorausgesagt. Als Kleon nachts von seinem Fenster aus einen fallenden Stern beobachtet, kommt ein „ungekanntes Grauen" über ihn; „ihm war's, als würde ihm der Blick in die Zukunft geöffnet; eine Stimme schien ihm zuzurufen: so wirst auch du vollenden!" Selbst beim Spiel mit Kindern, in denen die Vernunft nicht mächtig ist, sagt ihm ein kleines Mädchen, als seine Kerze, die man gleichzeitig mit den Lichtern der Kinder angezündet hatte, zuerst verlöscht: „Ach, du bist todt". Scherzend will Kleon über die unheimliche Prophezeiung hinweggehen, aber der Dichter erinnert den Leser

[1] Über die Freundschaft vgl. Franz Schultz, Nw, S. 199.

daran, „wieviel der sonst hellblickende Kleon — auf bedeutende Worte gab. Auch diese Weissagung fiel nicht ganz neben sein Herz“ (378)[1]. „Du warst todt, kam mir vor, und ich starb auch und du empfiengst mich auf einer glänzenden Wolke nahe am Mond“ (484). Mit diesen Worten berichtet seine kranke Schwester Kleon einen Traum beim Wiedersehen, den sie eben in dieser Stunde hatte. Von Kleons Sterben klagt auch, nicht lange vor dem Beginn der entscheidenden Schlacht, der alte Vater. Er bittet den Sohn, bei seinen Eltern zu bleiben, er habe sich im Traume so oft um ihn geängstigt. Um Kleon umzustimmen, erzählt ihm der Vater die schmerzliche Erscheinung der vergangenen Nacht[2]. Bei dem großen Treffen fällt dann Kleons Freund Karl im Kampf mit dem verhaßten feindlichen Gouverneur Cigno: Kleon selbst tötet den Besieger des Freundes, stirbt aber an den empfangenen Wunden. Diesen traurigen Ausgang sah Kleons Vater zuvor im Traume.

Sehen wir davon ab, uns zu fragen, wie sich die häufige Anwendung des Motives von Traum und Ahnung, die Beschwörung des Jenseitigen, zu der künstlerischen Ausgewogenheit des Romans verhält — was festzustellen auch nicht unsere Aufgabe ist —, und achten wir darauf, zu welchem Zweck Wetzel die motivischen Mittel gebraucht, so erkennen wir seine Bemühungen, aufgeklärtem Wesen entgegenzutreten.

Eine ähnliche geistige Haltung wie Wetzel gibt 1797 Ludwig Tieck, der sich bald darauf mit den Berliner Aufklärern überwerfen sollte, zu erkennen, wenn er gesteht: „Man kann nicht stets das Glaubwürdige glauben, und in manchen Stunden sucht man das Wunderbare auf, um sich recht innig daran zu ergötzen . . .“[3]. Beide Dichter, Wetzel wie Tieck, versuchen, das „Wunderbare“ wieder in seine Rechte einzusetzen und den mächtigen, vernünftigen Zeitgeist zu bekämpfen. Hat man dieses Streben Wetzels erkannt, so weiß man auch den Wert seines Romans richtig zu veranschlagen.

Bei seiner Neigung für das Wunderbare und das Geheimnisvolle mag man es erstaunlich finden, daß Wetzel zu der Zeit, als er den Roman schrieb, gegen die Kirche und den Kirchenglauben — womit sich der zweite Teil unserer Arbeit eingehend beschäftigt — ausgesprochen feindlich auftritt.

Bereitwillig fragen wir uns, wie dies Verhalten zu erklären sei.

Gegen die Kirche lenkte ihn sein ungestümer Drang nach Freiheit, der von einer Beengung oder gar von einer Fesselung des Individuums nichts wissen will. Die Machtstellung und behauptete Eigennützigkeit

[1] Vgl. noch für die Voraussage der Zukunft S. 509, 510.

[2] „ . . . und blaß warst du, und dein Blick hatte etwas Unnennbares, etwas Fremdes, daß es mich schauderte. Auch dein Freund schien blaß, sein Auge todt. – Auf einmal fielen die Arme ab wie Schatten. – Du wurdest bleicher, und immer bleicher – endlich kam ein Sturm, wie vom Monde, dunkel herüber und verwehte die Erscheinungen und da es wieder hell wurde sah ich zwei Gräber am Strande . . .“ (518f.).

[3] VII. Band der „Straußfedern“, Jahrgang 1797, S. 207f.

der Priester ist ihm verhaßt. Von dem Kirchenglauben mögen ihn damals noch die fortwirkenden Gedanken seines Lehrers Gedicke und der aller Jugend innewohnende Hang zur Opposition entfernt haben, das Fühlen der eigenen Kraft. Zu der Schärfe des Tons gegen die katholischen Priester mag ihn das Vorbild der Sturm- und -Drang-Literatur sowie die eigene protestantische Grundhaltung bewogen haben.

Als Ergebnis halten wir fest, daß nicht aufklärerisches Denken sein Verhalten gegen die katholische Kirche bestimmte.

Die Art des Freundschaftswesens, die Bedeutung des Traumes und der Vorahnung für Kleon, die Macht, die die Sehnsucht über ihn hat, seine Verneinung einer Bindung des Menschen an die Vernunft — diese Betonung aller Kräfte des Menschen legt den Gedanken schon nahe, wenn man die Frage nach dem Verhältnis zur Natur stellt, daß im „Kleon" von objektiv-wissenschaftlicher oder utilitaristischer Auffassung der Natur nichts zu verspüren sein wird. Für die Philosophie der Aufklärung, wie sie Wolff lehrte, wurde die Welt, in der alle Ereignisse und Dinge in kausalem und finalem Zusammenhang stehen, durch die Vernunft beherrscht. Dem Menschen, dem vernünftigsten und daher vollkommensten irdischen Wesen, nützen alle Einrichtungen der Natur, da die Welt vernünftig, d. h. zweckmäßig, eingerichtet ist. Daher vermochte die anthropozentrische Weltanschauung in der Natur nicht eine Wesensverwandte des Menschen zu erkennen, sondern nur eine hilfreiche Spenderin. Die Natur kündet dem aufgeklärten Menschen nicht von einem geheimnisvoll schöpferischen Gott, er erkennt vielmehr in ihr einen vernünftigen Gott der Allmacht, Weisheit und Güte. Von solchen Anschauungen ist vollkommen der Begriff des Dichters abhängig: darum mußte der Rationalismus der Aufklärung und die deutsche Bewegung (bei allen vorhandenen äußeren Unterschieden zwischen Sturm und Drang, Romantik und Klassik) eine verschiedene Auffassung bekennen, wenn es galt, die Natur nachzuahmen[1]. Regeln und Systeme konnten befolgt, nachgeahmt werden, aber eine unermüdlich, eigengesetzlich schaffende Natur — die konnte nur auf das eigene Innere, das schöpferische Wesen verweisen. An dem Begriff der Naturnachahmung kann man erkennen, welche Natur die Aufklärung sah und preisen durfte.

Wie weit der Mensch der aufklärerischen Zeit davon entfernt ist, die kosmische Weite und Beziehung der Natur zu gewahren, und wie wenig er sich von dem Maßstab, den der Utilitarismus abgibt, befreien kann, erklärt selbst eine dichterische Erscheinung wie der Hamburger Brockes, dem es doch an Naturgefühl nicht mangelte. So wird ihm der Kosmos als Ganzes und in seinen Einzelheiten zu einer gewaltigen Allegorie, in der jedes Ding mit vernehmlicher Zunge Gottes Vernunft verkündet und so den aufmerksamen Menschen ein Spiegel nützlicher Weisheit ist[2].

[1] Vgl. Albert Köster, Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Heidelberg 1925, S. 259ff., ferner H. A. Korff, Geist der Goethezeit I, S. 123f.

[2] Emil Ermatinger a. a. O. S. 89.

Welches Unverständnis ein popularisierter Rationalismus aber viel später noch aufbringen konnte — für diese fatale Engherzigkeit mag Friedrich Nicolais „Die Freuden des jungen Werther" einen ergiebigen Beleg abgeben.

Für Kleon steht der Mensch nicht mehr über der Natur oder ihr als Beobachter gegenüber, dem ihre erkannte Ordnung wohlgefällt. Der Nützlichkeitsstandpunkt ist ihm fremd. Die Natur ist ihm ein Organismus wie er selbst, ein eigenes Wesen, das eigengesetzlich wächst und vergeht. Eine solche Anschauung bewirkt ein ganz anderes Verweilen in der Natur. „... die fernen Hügel dampften, wie Auferstehungspsalmen scholl es in tausend Akkorden durch die erwachte Natur und fern vom erleuchtenden Meere stieg ein ganzer Himmel von Wolken auf und zerfloß in der Höhe des Äthers zum Schlier des Morgens ..." (45). Nicht nur eine Art der Naturschilderung finden wir im Kleon angestrebt, die der junge Goethe im „Werther" schuf[1], es ist Gedankengut Herders, Jean Pauls, über dessen Einfluß noch zu reden sein wird, Anregung aus der engen Freundschaft mit Gotthilf Heinrich Schubert, in dessen Entwicklung gerade Herders Schriften eine gewichtige Rolle spielen[2], in den Naturschilderungen noch zu erfassen[3].

Dem jungen Kleon erkennt Wetzel ein naives Naturgefühl zu[4], das er selbst nicht besaß. Sein Verstand, der einer starken Phantasie beigegeben ist und mit ihr im beherrschenden Einfluß wechselt, und seine starke Neigung zur Reflexion verhindern das unbefangene Anschauen der Natur. Nicht, daß er mit seiner Darstellung neue und entscheidende Gesichtspunkte angeben würde — das tut er und vermag er wohl auch nicht. Wetzel hilft aber mit seiner Feder das (von größeren Geistern) schon Vorgetragene bekannt zu machen und zu erklären. Man kann ihn mit einem unermüdlichen Gefolgsmann einer Bewegung vergleichen, der keine wegweisenden Gedanken entwickelt, dem es aber an Geist und wirksamer Kraft der Darstellung nicht mangelt.

In der längeren, angemerkten Stelle löst er den Gedanken vom „Organismus des Universums" nicht in dichterisch geschauten Bildern auf: er spricht ihn aus, er redet darüber, zu welcher Weltschau er sich bekennt. Von seiner Begabung muß Wetzel eine hinreichende Vorstellung besessen haben, denn viele seiner Schriften — außer der Lyrik und den späteren Dramen — sind geradezu als Auseinandersetzungen und Verteidigungen zu bezeichnen: voran der „Kleon", von dem einzelne Ausführungen erweisen, wie sehr Wetzel in seiner Zeit und mit ihr lebte: als ein stets bereiter Fechter. Seine fruchtbare journalistische Tätigkeit in

[1] So wie Wetzel Goethe verehrte – an einer späteren Stelle werden wir mannigfache Belege dafür beibringen –, ist es recht verständlich, daß der „Werther" auf ihn einwirkte. Wetzel erwähnt das Werk im „Kleon" (309).

[2] Franz Schultz a. a. O. S. 180ff.; vgl. auch Hans Trube a. a. O. S. 22.

[3] S. 95f.

[4] „Die Natur liebte er und fühlte er, ohne zu wissen, das sie – Natur war; sein kindisches Herz verstand ihre Töne und sah ihre Farben und Blumen, ohne zu ahnen, daß sie es war, die zu seinem Geist durch tausend Organe sprach" (84).

Dresden 1806[1], während der er sich mit Vorgängen der Literatur und Wissenschaft befaßte, spricht für seine kämpferische-publizistische Eignung.

Die Erwähnung der „elektrischen Sonne" erinnert nicht nur an Vorstellungen Herders[2] und Schellings, sie weist auch in eine Zeit, in der die Forschungen von Männern wie Franklin, Herschel, Boder, Galvani, Lavoisier, Priestley und des genialen J.W. Ritter[3] die denkenden Köpfe zum Aufmerken brachten. Über Wetzels Anteilnahme an den naturwissenschaftlichen Fragen hat Trube berichtet[4]. Im Zusammenhang mit Wetzels Eifer für die Naturphilosophie kommen wir in den Stoffkreis noch einmal zurück.

In diesem Abschnitt unserer Untersuchung ist hervorzuheben, daß Wetzel in der Natur einen Mechanismus ineinandergreifender Kräfte ablehnt.

Gelegentlich nähert sich Kleons Naturempfinden pantheistischen Vorstellungen. Der Sohn, der Mensch, kehrt zur Mutter, der allebendigen Natur, zurück[5]. Eine häufige Personifizierung von Flüssen, Bäumen und Felsen stimmt mit solchen Gedanken überein. Die der Natur innewohnende Dynamik sucht Wetzel durch die Wahl von Verben, die ein Bewegen und Werden aussagen, anschaulich zu machen[6]. Weiterhin ist für Wetzels Naturbegriff auch im „Kleon" die naturphilosophische Lehre Schellings, den er im Roman überschwenglich feiert[7], bestimmend. Es werden keine bestimmten Grundanschauungen herangezogen, es sind aber doch Gedanken vorhanden, die unzweifelhaft mit Anschauungen der Naturphilosophie zu verbinden sind[8]. Ihr Entwicklungsgedanke führt Wetzel dazu, Idealismus und Realismus, wie schon in den „Strophen[9]", zur Natursymbolik zu verbinden.

Nicht kirchlich-fromme Gedanken, sondern ein starkes Naturgefühl führen Fernando, den ehemaligen spanischen Minister und greisen Freund

---

[1] Vgl. Franz Schultz, Nw, S. 212f.

[2] Über Sonne und elektrischen Strom siehe Siegel, Geschichte der deutschen Naturphilosophie. Leipzig 1913, S. 134; vgl. auch Trube a. a. O. S. 111.

[3] Über Ritter und Schubert siehe Franz Schultz, Nw, S. 188; über Ritter und Wetzel vgl. Schultz, Nw, S. 206.

[4] Hans Trube a. a. O. S. 103.

[5] „. . es war ihm so leicht, so wohl; er war über der Erde und freute sich doch, daß er an den Brüsten der alten ewigen Mutter gesogen hatte; er hätte sich hinwerfen mögen, und ihr Knie umfassen mit glühendem, weinendem, kindlichem Dank" (177f.).

[6] „. . . . kolossale Felsen . . . mit finsterer, bemooster Stirn . . . scheinen die Arme gegeneinander aufzuheben . . . sie schüttelten ihr buschiges Haupthaar im Winde . . . Hohe, dunkle Fichten schwollen empor in die Lüfte und haschten nach den vorüberfliehenden Wolken und wiegten ihr Haupt . . ." (176f.). Vgl. auch S. 95f., 97. Die Angaben erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. „ . . . da fühlte sich der Jüngling näher der unendlichen Natur, und wie mit tausend Armen an ihr Herz gezogen, und selig-untergehend in dem großen Lebensmeere, das umher braußte und Wellen schlug . . ." (47).

[7] Diese Stelle schon angeführt bei Franz Schultz, Nw, S. 207.

[8] „ . . . die ganze Natur, Bäume und Wolken und Vögel schienen ihm auf der Reise begriffen und ihn einzuladen mit tausend Strömen der Liebe, sich an die große, singende Karawane zu schließen, die der Sonne entgegen zog" (45).

[9] Hans Trube a. a. O. S. 112.

Kleons, in ein einsiedlerhaftes Leben auf einer griechischen Insel, wo er eine einfache Hütte[1] bewohnt. Erfährt man von seinem glücklichen Umgang mit einigen Naturmenschen, so übersieht man, daß zu dem Bilde des weltlichen Einsiedlers nicht nur die romantischen Entwicklungsromane — voran der „Sternbald" — Farben beigesteuert haben, sondern auch noch Rousseau beteiligt ist, dessen Forderung allerdings bei einem Anhänger Herders nicht Wort für Wort übernommen erscheint[2].

Daneben sind auch Äußerungen zu verzeichnen, die von einer dunklen, schreckenden Natur sprechen — Äußerungen, die der Zwiespältigkeit von Wetzels Wesen entstammen[3]. Aus einer solchen Szene (die an Ereignisse und Stimmungen der Nachtwachen des Bonaventura erinnert[4]) erfahren wir die Veranlagung und den Willen unseres Dichters, auch in die geheimnisvollen, nächtigen Gründe der Natur vorzudringen — in jene Gründe, in die kein Schein vom Licht der Ordnung, Klarheit und Logik dringt.

Wetzel, der in der Natur einen Organismus, ein allebendiges Wesen sieht, muß es für ein Vergehen halten, die Natur dort, wo sie den Wohnbereich des Menschen erreicht, als Garten oder als Park, einer Form der Vernunft zu unterwerfen oder sie einer Nützlichkeitsrechnung preiszugeben.

Nicht das Gebaute soll das Gewachsene beherrschen, wie es einst die Gartenarchitekten des italienischen Rinascimento lehrten und der französische Gartenkünstler Lenôtre mit den Mitteln des Barock beispielhaft für die europäische Fürstenwelt ausführte, sondern das Eigengewachsene soll sich frei entfalten können.

Eine Vernichtung bestehenden Waldbestandes vermag Kleon zu erschüttern. Er liebt die verschlungene, unübersichtliche, stimmungsvolle Landschaft, wenn sie an seinen Lebenskreis grenzt. „Statt der wilden, freien, lyrischen Waldnatur, statt der regellosen und doch geregelten Einheit, die sonst in seinen Bezirken herrschte, war er zugestutzt in Beete; der ehemalige große Waldgarten hatte sich zersplittert

---

[1] Über Hüttenromantik siehe Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, S. 196. Jena 1875.

[2] Wie wenig Wetzel die in dem Ruf nach Natur enthaltene Mißachtung der Kultur billigt, geht aus einem Aufsatz der Dresdner Abendblätter 1806 (Nr. 78, „Ob die Künste den Verfall der Staaten befördern?") hervor, den man auf Grund der angegebenen Literatur und der verfochtenen Meinung unserem Dichter zuschreiben muß. Darin meint er, daß Rousseau den stolzen Traum gehabt habe, das Menschengeschlecht zu seiner alten Kraft und ursprünglichen Gesundheit zu erheben. Aber er verwechsle „Tierheit mit menschlicher Vollendung" und bilde sich ein, der Naturzustand, worein er die Menschen zurückführen wolle, bestehe darin, „daß wir halbnackt mit dem lieben Vieh in Feldern und Wäldern um die Wette lebten. So verwechselte er auch Cultur mit Verzärtelung . . ."

[3] „Die ganze Gegend war tief zugeschneit, alle Pfade verlöscht und weit umher kein Hüttenlicht zu sehen. — . . . Plötzlich seh' ich rechts auf dem spiegelnden Eise meinen Schatten, riesenhaft und unbekümmert um das Original, dessen Kopie er war, durch den Mondschein hinschreiten . . . Ich schauderte heftig zusammen über dem hohlen Nichts, das dicht' neben mir figurirend that, als lebt es, und doch nicht lebte" (227).

[4] Vgl. Franz Schultz, Nw, S. 292; dort ist auch die zitierte Stelle schon abgedruckt.

in unzähliche Küchengärthen, wie eine gährende Sonne in Erden und Monde . . ., die stolzen himmeltragenden Bäume, unter denen er sonst gewandelt und geträumt hatte, waren nicht mehr" (356). Mußte der Waldgarten den nützlichen „Küchengärthen[1]" weichen, so auch die „hundertarmigen Riesen" den ergiebigen „Obstzwergbäumen und Gesträuchen". Zu Kleons Schmerz hatten wirtschaftlich denkende Bewohner den Platz seiner Kinderjahre verändert. Kleon besitzt die ureigene deutsche Eigenschaft der Liebe zum Walde. Wie den Garten findet er auch seinen waldigen Bezirk nicht mehr. „. . . aber da war kein Wäldchen mehr; nur einige, dicht am Boden abgehauene Stämme, einige nackte, bemoste Wurzeln verriethen, daß es — gewesen war. Selbst die hohe, vielästige Buche[2] . . . selbst dieses geweihten Baumes hatte die Axt nicht geschont . . ." (358). Wetzel meint die ihm verhaßte Gesinnung nicht besser zu treffen, als wenn er berichtet, daß Kleon „die heilige Quelle" kaum wiedererkennen kann, da „ein ungeweihter Arm" sie abgeleitet hatte, um „eine Kleewiese" am Abhang des Waldhügels „zu wässern" (359). Gälte es Wetzels Stellung zum Rationalismus und dem verbundenen Utilitarismus auf einem bestimmten Gebiete hervorzuheben: dies könnte nicht besser und nicht einprägsamer geschehen als durch das Erwähnen seiner Meinungen zur Gartenkunst. Und wie sehr erweist sich bei diesem Kampf Wetzels ganze geistige Haltung, wie folgt er dabei den Bahnen, die ihm verehrte Männer gewiesen haben: Herder, Goethe, der noch in den „Wahlverwandtschaften" das Thema des Gartens, mit dem er sich schon im „Werther" befaßte, eingehend würdigt, Schiller[3], der in dem Entwurf des Don Carlos, den

[1] Vgl. dagegen Nicolais Preis von Werthers geregeltem und auf das Nützliche schauendem Leben. „Durch Fleiß und Sparsamkeit wurden sie nach etwa sechszehn Jahren wohlhabend . . . Nur ein kleines Häuschen war da, aber fruchtbare Äcker und ein Garten ums Haus. . . . Denn Lotte zog auf den Krautfeldern Gemüse und Wurzeln, die den unbescholtenen ländlichen Tisch füllen. Der Obstgarten war Werthers Besorgung, und die Kinder pflanzten sich Beeten voll Tulpen und lieblicher Anemonen" (52f.). Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin bey Friedrich Nicolai, 1775.

[2] Welche Baumarten Werther liebt, hat Erich Schmidt bei der Untersuchung des Naturgefühls angegeben: „Er liebt hohe schattige Bäume: die Linde, die Nußbäume, Kastanienbäume und Buchen" (a. a. O. S. 190).

[3] Thalia, erster Band, 1. Heft. Don Karlos, Infant von Spanien. Zwote Verwandlung. (Eine Einsiedelei im Garten zu Aranjuez.) Vierter Auftritt. Die Königin und der Marquis.

„Königin: Hier zeig ich Ihnen meine Welt, diß Plätzchen
hab ich mir längst zum Liebling ausgesucht.
Wie schön ists hier – wie herrlich – wie vertraulich
hieher – so scheint es – hat sich die Natur
vor den Verfolgungen der Kunst geflüchtet.
In unbelauschter Freiheit wohnt sie da
von wenigen empfunden – o wie gerne
verzeih ich hier dem König sein gerühmtes
Aranjuez – die prächtige Verstümmlung
der Werke Gottes."

er in der rheinischen Thalia abdruckte, den englischen Garten in die Szene einbezieht, dann Jean Paul, bei dem er im „Hesperus", im „Titan" und im „Schulmeisterlein Wutz" die Vorliebe für den freiwachsenden Garten ausgesprochen finden konnte, und schließlich auch Schelling, der als Erneuerer der alten Naturphilosophie ein ganz anderes Naturleben meint als die Aufklärer und die sich nach der Ratio richtenden Gartenkünstler[1]. Mit derselben Deutlichkeit berichtet Wetzel in „Fischers Reise" über die Verhältnisse der Naturanlagen in Leipzig, das er als Ort aufklärerischen und rechnerischen Geistes — er denkt dabei an Gottsched, den wohlmeinenden, auch von ihm geachteten Gellert[2] und die Literaturzeitung — nicht achtet[3].

Die vielfach gepriesenen Anlagen entschädigen in der Stadt nicht für den gänzlichen „Mangel einer großen, oder wenigstens bedeutungsvollen Natur", so meint Wetzel. Er rühmt die Verdienste eines Gartenbaumeisters, aber nach dessen Tode hätten die Anlagen an Reiz verloren, denn die „merkantilische Philisterey" erhob wieder ihr Haupt.

Wie im „Kleon" beklagt unser Dichter den Verlust an Bäumen. Der Verstorbene „hätte die herrlichen Zierden des Rosenthals nicht umgehauen, und die einzige Gegend um Leipzig, wo man an Natur noch einigermaßen erinnert wurde, nicht so schmählich verhunzen lassen. Auch die öffentlichen Gärten . . . neigen immer mehr nach dem Nützlichkeitspol hin: In einem derselben ward eben eine köstliche Allee uralter Kastanien[4] niedergehauen, und der schönste Theil des Gartens durch zwey unendlich lange Reihen kleiner Behältnisse verengt und verwinkelt, die zu Wohnzimmern vermiethet werden sollen; zu mancher dieser Mäusefallen gehört ein Gärtchen, anderthalb Spannen breit" (10).

Dieselbe unerbittliche Kritik jedes Regelwesens, das der freiwachsenden Natur angezwungen werden soll, übt er an einem fürstlichen Park. Wie Werther[5] und die Königin[6] im „Don Carlos" spricht er unmittelbar

---

[1] Emil Ermatinger a. a. O. S. 90: „Was der philosophische Gedanke in das Ganze der Welt hineindeutet, stellt der Garten als sichtbares Gebilde der Kunst gestaltet vor den Beschauer hin: die Natur als logisch-rationale Figur, irrationales Landschaftsleben in Naturgeometrie eingeformt, dem geometrischen Denken Descartes' und Spinozas entsprechend."

[2] Vgl. DA, Nr. 79: „Sind die Deutschen in Hinsicht ihrer poetischen Bildung im Fortschreiten begriffen?"

[3] „Über Leipzig ist schon so viel geschrieben, daß einem Reisenden, dem, wie mir, das merkantilische und statistische Fach böhmische Dörfer sind, wenig zu sagen übrig bleibt" (FR, S. 8).

[4] Es ist in unserem Zusammenhang nicht gleichgültig, daß Wetzel die gefällten Bäume als Kastanien näher bezeichnet. Vgl. wiederum Erich Schmidt a. a. O. S. 190.

[5] „Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen rings umher eine unaussprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den Grafen von M., einen Garten auf einem der Hügel anzulegen, . . . der Garten ist einfach und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte." 1. Buch, am 4. Mai 1771.

[6] . . . . o wie gerne
verzeih ich hier dem König sein gerühmtes

aus, wie unangenehm und nichtssagend die französischen, unter die Botmäßigkeit der Vernunft gestellten Gärten auf ihn wirken. Wetzel lobt zwar, daß „ein Herzoglich Gothaischer Garten" zu „Molsdorf" einige „recht gute Parthien" aufweist, aber „das meiste ist im alten französischen Geschmack verschnörkelt und verschnitten" (67). Die Regelmäßigkeit und die Ausrichtung mißfallen ihm so sehr, daß er körperlichen Schmerz empfindet. „Die Alleen laufen so schnurgerade und lang aus, daß einem fast die Augen schmerzen, wenn man hinunter sieht" (67).

Daß die Auseinandersetzung um den französischen Garten zu der Zeit, als der „Kleon" erschien — eben 1802 —, schon entschieden war, das ist nicht die wesentliche Seite der Sache für uns, sondern daß Wetzel bestrebt war, Auswirkungen der reinen Ratio, wo immer er ihrer ansichtig wurde, zu begrenzen.

Das Ziel jeder geistigen Bewegung, die sich für die Zukunft einen Einfluß erhofft, ist die Erziehung der Jugend nach den eigenen Überzeugungen. Das Kind und auch noch der junge Mensch widerstreben im allgemeinen nicht, eine Welt- und Lebensanschauung sich zu eigen zu machen, die man sie lehrte. Wem es also möglich ist, die Jugend in seinem Geiste zu führen und zu formen, der darf seine Gedanken in eine weitere Zeit getragen wähnen: die Jugend lebt mit ihren Grundsätzen in die Zukunft. Es ist ohne weiteres verständlich, daß von den geistigen Mächten einer Zeit um sie gerungen wird und Erziehungsfragen leidenschaftlich, erbittert, immer aber lebhaft und erregt erörtert werden.

Eine Erziehernatur wie Wetzel mußte in die Auseinandersetzung, die in Deutschland stattfand, eingreifen. Rousseau hatte wie in Europa so auch in Deutschland — und hier besonders — mit seinem Ruf nach einem naturgemäßen Leben und einer der Natur entsprechenden Erziehung die pädagogischen Angelegenheiten, die sowohl das öffentliche wie das private Leben angingen, wieder in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt und damit eine erhöhte Tätigkeit der Geister ausgelöst, die in einer Fülle von Schriften und praktischen Unternehmungen sich kundtat[1].

Aranjuez – die prächtige Verstümmlung
der Werke Gottes.
M. So verächtlich spricht
die Königin vom achten Erdenwunder?
K. Bewundern Sie die glatten Buchenwände,
der Bäume banges Zeremoniell,
die starr und steif, und zierlich wie sein Hof
in trauriger Parade um mich gähnen.
Hier grüßt mich meine ländliche Natur,
. . . .
(Thalia a. a. O.)

[1] „Woher kommt es, daß noch kein Zeitalter über die Erziehung sprach und that, als unseres, und unter den Ländern wieder keines soviel als Deutschland, in welches Rousseaus geflügelte Samenkörner aus Frankreich verweht und eingeackert wurden?" – Jean Paul's sämmtliche Werke. XXXVI, Berlin, bei G. Reimer, 1827, Levana oder Erziehlehre S. 6.

Rousseaus Emile ou de l'Education, der 1762 erschien, regte das pädagogische Interesse und vornehmlich die aufklärerischen Erzieher mächtig an — in der Form der Übernahme und Verdeutschung sind seine Gedanken noch lange lebendig.

Mit den Auswüchsen und der hausbackenen Nützlichkeit entdeckt und geißelt Wetzel die wirklich schwachen Seiten der pädagogischen Bestrebungen. Wir wollen noch einmal darauf hinweisen, daß die Aufklärung ihre eindeutigen Verdienste besitzt, man muß bedenken, daß in ihr „die Anfänge aller modernen Erziehungskunst" liegen[1].

Die jungen Männer, die der Sturm-und-Drang-Bewegung angehörten, achteten Lernen und Gelehrsamkeit nicht hoch — sie verachten sie teilweise[2]. Diese Abneigung ist im „Kleon", dessen Verbindung mit Ideen der Geniezeit wir schon verschiedentlich wahrnahmen, noch zu verspüren. Der Erzieher, den der spanische Minister Fernando für seinen Sohn wählt, ist ein Maler, der ausdrücklich erwähnt, daß er auf dem Gebiet der pädagogischen Literatur, wiewohl er außer der Malkunst noch über „einiges Beiwerk im wissenschaftlichen Fach" verfügt, nicht beschlagen sei. Besonders der rührige Pädagoge Basedow, dessen Methodik, die Kinder das Lernen wie ein Spiel treiben zu lassen, Wetzel nicht billigt, wird lächerlich gemacht[3]. Durch die Nennung Schnepfenthals ist auch Christian Gotthilf Salzmann gemeint[4]. Im Sinne der Geniezeit redet der Maler den Kräften des eigenen Wesens das Wort. „Ich bin Maler, Herr und Mensch, aber weiter nichts, und würde mit Ihrem Sohn nur dummes Zeug angeben, statt ihn klug zu machen", — mit den abschließenden Worten drückt er seine Geringschätzung der landläufigen Klugheit und des Wissenserwerbs aus — „was man so gewöhnlich klug nennt" (145).

Über Kleons Entwicklung haben wir an anderer Stelle schon gesprochen. Er hatte nichts gemein mit „hochbelobten Wunderkindern". Seine „Natur" arbeitete sich nach und nach empor, später ging er bald seine „eigne Bahn". Wetzel schätzt eine hilfreiche, abwartende Erziehung — der Erzieher soll nur hegen und entwickeln. Die Entfaltung muß die eigene Natur bringen[5].

[1] E. Ermatinger a. a. O. S. 207.

[2] Vgl. Franz Schultz, Klassik und Romantik der Deutschen, 1. Band, S. 37.

[3] „...ich habe weder Marschlins gesehen, noch Dessau, noch Schnepfenthal, habe weder Plutarch über eben diese Materie gelesen, und das Elementarwerk von Basedow haben mir die Kinder meiner Schwester zerrissen, aus purer Liebe zu den schönen Sachen, die es enthält" (145).

[4] Über Salzmann und sein Werk vgl. ADB, 30. Band, Leipzig 1890, S. 293ff.

[5] Wie nahe kommt diese Anschauung jener, die die Mutter in „Hermann und Dorothea" ausspricht:

Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
(Thalia. Die Bürger.)

Auch Jean Paul spricht in „Levana" von „entfalten" und warnt vor „zusammensetzen". Der „Geist der Erziehung ist nichts als das Bestreben, den Idealmenschen, der in jedem Kinde umhüllt liegt, frei zu machen durch einen Freigewordenen" (XXI).

Von seinem Lehrer heißt es — und darin liegt wieder eine Spitze gegen äußerliche Wissensaufnahme und eine mechanische Erziehung überhaupt —, daß man seinen Namen vergebens in „Meusels gelehrtem Deutschland oder in Jöchers Gelehrtenlexikon" suchen würde. Daß Plutarch und Sophokles von dem Jüngling Kleon gern gelesen werden, entspricht dem Tun der Stürmer und Dränger und sagt nichts gegen die Ablehnung des Gelehrtentums. Diese Vorliebe verdeutlicht vielmehr die Bewunderung der großen Persönlichkeit und die Schätzung individuellen Wesens. Die Verehrung für die große, schöpferische Persönlichkeit, die sich über alle Gebundenheit aufklärerischer Einheitsbestrebungen erhebt, bestätigt die Reise, die der Maler-Erzieher und sein Zögling in Ehrfurcht nach England, an „Shakespeare's Geburtsort" unternehmen.

Wie im „Werther"[1] spielen im „Kleon", Wetzels Sinn für das Natürliche und Unverbildete entsprechend, Kinder eine Rolle. Kleon spielt mit den Kleinen, die ein kindliches und kein altkluges Wesen haben, und wird von ihnen geliebt[2].

Die Meinungen, die Wetzel im „Kleon" über Erziehungsfragen vertrat, werden von ihm in „Fischers Reise von Leipzig nach Heidelberg im Jahre 1805" aufgenommen und auf Grund einer größeren Lebenseinsicht ausführlicher dargelegt. Nichts bezeichnet mehr die geistige Entwicklung unseres Dichters und seine Fähigkeit, als unterrichteter Schriftsteller eine geistige Position zu verteidigen, als die Anführung des Begriffes von „wahrer Bildung" (43). Dem Erziehungsideal der Pädagogen der Aufklärung, als deren Statthalter er Basedow anspricht, stellt er ein neues gegenüber, das auf leichte Verständlichkeit beim Lernen und auf die aufklärerische Nützlichkeit verzichtet.

Wenn er die Schulen und die Methoden von Basedow und seinen Gesinnungsgenossen energisch ablehnt und vor ihnen warnt, weil diese „Halbköpfe" gern „alles Große und Ernste in Puppenspiel verkehren wollen", so tut er dies, weil er eine allgemeine Verflachung des Geistes und eine sittliche Schädigung der Jugend befürchtet. Um die Jugend kämpft Wetzel leidenschaftlich, und sie will er nicht in rationalem Geist erzogen wissen[3]. Ihr dient er mit allen seinen Kräften. Denn „nur die

---

[1] Vgl. Goethe a. a. O. 1. Buch, am 15. Mai; am 26. Mai; am 27. Mai; am 29. Junius.

[2] Siehe den Bericht der Bauersfrau S. 379 ff.

[3] Vgl. dazu A. W. Schlegels Vorlesungen über Schöne Litteratur und Kunst. Geschichte der Klassischen Litteratur (1802–1803). Zweiter Teil. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Band 18, Heilbronn 1884 (64,29 – 65,18). Wenn wir bei Wetzels Auslassungen auf eine zweite Ansicht über die aufklärerische Pädagogik und ihre Pädagogen in Anmerkung hinweisen, so geschieht das aus einem zweifachen Grunde. Einmal, um sichtbar zu machen, wie Wetzel in seinen Forderungen mit den besten romantischen Geistern der Zeit zusammengeht und den Kampf, den ein A. W. Schlegel führt, auf seine Weise aufnimmt. Es ist sogar denkbar, daß Wetzel die zitierte Stelle kannte, denn ein Teil der Vorlesungen befaßt sich mit der allgemeinen Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Literatur – wurde im zweiten Bande der Friedrich Schlegelschen „Europa" (Frankfurt a. M. 1803) abgedruckt. Aber dieser unmittelbaren Berührung

Jugend ist göttlich und hat Auge, den Himmel zu sehen und zu fassen, das Wehen des großen ewigen Dichtergeistes zu vernehmen, in der großen unendlichen Natur und in den ewigen Werken, aus Menschenhaupt entsprungen, von Menschenhand vollendet." Nicht daß die jungen Menschen etwa moralische Gebote, die bisweilen eine unerträgliche Enge schaffen, erfüllen oder daß sie gefüllt sind von einer Sammlung reinen Wissens – nicht solche Folgsamkeit und solche Lernbegier lassen ihn der Jugend vertrauen, sondern daß sie „bewundern" kann, „niederfallen und anbeten, wo der Unendliche erscheint, im Sausen des Sturms, in des Waldes heiliger Nacht, oder in dem sachteren Wehen und Tönen der heiligen Poesie" (47f.). Was Wetzel als besonders verderblich an der Erziehung, die mit den Maßstäben der Vernunft arbeitet[1], rügt, ist die vorzeitige, höchst schädliche geistige Entwicklung des Kindes. Wetzel achtet die Kindheit als eine zwanglose Entfaltung der dem einzelnen Wesen von der Natur mitgegebenen Keime. Besorgt fragt er, wann man wohl zum wahren Verständnis „der süßen Kindheit, der heiligen Jugend" gelangen würde. Er will indessen dankbar und zufrieden sein, „wenn in dem kalten . . . prosaischen Winter der neueren Erzieherey nicht alle Bäume und Weinstöcke der heranwachsenden Menschheit erfrieren und eingehen" (29). Wen er mit der „neueren Erzieherey" meint, erfährt man unmißverständlich, wenn die Rede auf die Phantasie[2], „diese der neuern Pädagogik so verdächtige Geisteskraft" kommt. Wetzel verlangt, daß der Knabe nicht gewöhnt werde, „im zartesten Alter schon Fähigkeiten zu üben, die dann noch schlummern und nach dem Gesetz der weisen Natur erst in einem reiferen Alter erwachen: er versuche und stärke zuerst die niederen oder einfacheren Thätigkeiten seines Geistes . . ." (26). Wie er sich auf das Gesetz der „weisen Natur" beruft, so vermittelt er auch in einem Bilde, das der Natur entnommen ist, was ihm für den Knaben als wesensgemäß dünkt: er „wolle nicht fliegen, wenn er noch Raupe ist . . ." (26).

Hohnvoll und erbittert bemerkt Wetzel, „daß die Kinder noch nach der alten Methode geprügelt werden. Es ist empörend, die Behandlung der armen Kinder mit anzusehen; und die meisten Lehrer sehen aus und

---

bedarf es nicht, mit den Anschauungen der Frühromantik war W. bekannt. – Und dann wollen wir zu bedenken geben, wie wenig doch – bei diesen umfassenden Bemühungen auf den verschiedensten Gebieten des Lebens – jene alte und veraltete Be- und Verurteilung der Romantik als schöngeistige und lebensfremde Bewegung begründet ist!

[1] Vgl. auch „Prolog zum Großen Magen" S. 49. Das satirische Gedicht erschien zwar erst 1815, aber daß Wetzel die Zeitkritik früher schon in dieser Schärfe und Sicherheit übte und also nicht das Ergebnis jener Jahre um den Termin des Erscheinens ist, das sichert neben der Art anderer Schriften jenes in den Dresdner Abendblättern abgedruckte Stück eines ersten Entwurfs. Man ist also berechtigt – um den Sinn seiner Ausführungen ganz zu erfassen, die satirischen Verse des „PGM" in Anmerkung zu bringen, ohne dabei den Fehler zu begehen, Unvergleichbares in der Zeit vergleichen zu wollen.

[2] Vgl. PGM, S. 52. Vgl. auch Schlegel, DLD, 18, S. 84, 5–18.

betragen sich gegen die Kleinen, wie preußische Unterofficiers, nur daß sie nicht so kräftig sind" (27)[1].

Ihm, dem Vertreter einer organischen Entwicklung, dessen Freiheitsgefühl bei den Stürmern und Drängern seinesgleichen fand, muß der Gebrauch des Stockes aufreizend und sinnlos erscheinen. Nicht ohne tiefere Bedeutung heißt es aus dem Verlauf der Jugend Kleons: „Zwingen ließ er sich schon als Kind durchaus zu nichts . . . Daher galt er bei vielen, die an Kindern und am Menschen überhaupt nur das Biegsame und das Wachspuppenmäßige zu schätzen wissen, für halsstarrig und ungezogen" (84).

Jugenderziehung bedeutet für Wetzel Erziehung der Knaben. Über den Unterricht und die Bildung der Mädchen und der Frauen hat er eine andere Meinung, als sie den Frühromantikern mit ihren hochgebildeten und intellektuellen Frauen zu eigen ist und wie sie das „Athenäum" vertritt. Streng wendet sich Wetzel dagegen, daß ein Mädchen „öffentlich" erzogen wird. „Daheim, im Kreise häuslicher Götter, bleibe das Mädchen, und lerne hier strenge Zucht und heilige Sitte unter den Augen der Mutter." Seine altväterliche Beharrlichkeit und Sittenstrenge, die man zu verspüren meint[2], will nichts anderes erreichen, als das Mädchen dem für sie bestimmten Wirkungskreise zu erziehen – in voller Rücksicht auf die weiblichen Eigenschaften. So ist sein persönliches Auftreten zu verstehen: „Ich wenigstens mag kein Weib zur Ehe", das in einer öffentlichen Anstalt erzogen ist und sich für Journale schriftstellerisch betätigt – ein Weib also, das sich nach Wetzels Meinung nicht als Gefährte des Mannes, als Hüterin der Familie bewähren kann[3]. Wetzel kennt seine Hartnäckigkeit in der Frage der Mädchenerziehung sehr wohl. Aber die Sorge um die Jugend diktiert ihm seine Meinung. „Sollte dir diese Äußerung zu katonisch scheinen, so erwäge, daß dieser schlaffen, so vielfach vergifteten Zeit Strenge noth thut, mehr als feige Nachsicht" (24). Vergleicht man Schillers „Würde der Frauen" mit der Befreiung der Frau, wie sie die Frühromantik in Fr. Schlegels „Lucinde" manifestiert, so schließt sich Wetzel den Gedanken Schillers an.

Den mißachteten Anstalten der Aufklärer zu Dessau (Philanthropinum von Basedow), zu Schnepfenthal[4], die einen falschen, unheilbringenden Geist lehrten, stellt er als Vorbild Schulpforta gegenüber –

[1] In der Theorie lehnte die neue Erziehung das Schlagen ab, aber in der Praxis folgte sie nicht immer ihren Vorsätzen. Über die damalige Abneigung gegen Preußen siehe besonders den 2. Teil der Arbeit.

[2] „Ein öffentliches Erziehungshaus für Mädchen scheint mir immer mehr oder minder die Vorschule zu einem anderen Erziehungshause, wohin aber kein Vater seine Tochter gern schicken wird" (24).

[3] DA, Nr. 62: „Dürfen Weiber Bücher schreiben ?" Hier heißt es u.a.: „Glücklich, wenn ein gütiger Gott ihr hellen, tiefen Blick gab in die Wunder der Natur und Kunst: sie theile ihre stillen Genüsse mit gleichgesinnten Gemüthern und erwärme mit ihrem Licht den Kreis ihrer Kinder! auf den Markt aber hüte sie sich die Fackel zu tragen."

[4] Schnepfenthal, wo man „die ganze Menschheit mit Einmal aufklären . . . möchte, und wo man den größten Staatsmann, Dichter und Weisen nichts achtet, wenn er nicht weiß, wie die Stecknadeln gemacht werden" (87).

dieser „ächte Musensitz" entspricht seinen Anforderungen. Bei den Fürstenschulen braucht er nicht zu bedenken, ob „geistlose Schlaffheit und ideenleerer Mechanismus das Heiligste und Höchste in fades, leeres Spiel in den Gemüthern der Jugend verkehrt . . ." (43). Wetzel verteidigt die Fürstenschulen gegen „die verächtliche Rotte der neuern Erzieher", die über die „mönchische Barbarey" schreit, die noch in den Fürstenschulen herrschen soll. Wetzel, der alles bekämpft und verhöhnt, was sich des Zwanges und des Stockes bedient, läßt die Sammlung und die Anstrengung, die zu wahrer Wissenschaft gehören, nicht beschimpfen. „Glaubt den Lügnern nicht! Starke kräftige Nahrung für Geist und Leib wird den Jünglingen auf den Fürstenschulen gereicht" (42). So weit geht seine Begeisterung für ein lebendiges Studium, daß er in demselben Werk, in dem er es Jean Paul, dem Hochverehrten, verargt, daß er sein „Freyheitsbüchlein"[1] einem Fürsten gewidmet habe, selbst den Gründer von Schulpforta preist. „Heil und Segen dem edeln Churfürst Moritz! dem Stifter der Fürstenschulen! Unsterblich ist sein Verdienst um wahre Bildung, um ächte Gelehrsamkeit" (42).

Besorgt und verantwortungsbewußt verfolgt Wetzel das Problem der Jugenderziehung. Welche weitfassende Folgerung er aus dem Stand des Erziehungswesens zieht, wird erst völlig sichtbar bei seiner Kritik des Universitäts- und des Studentenlebens.

Die Frage, die ihn hauptsächlich beschäftigt, gilt der Freiheit. Wetzel verwirft das Vorhaben, den „Akademien, diesen einzigen Überresten einer höhern klassischen Zeit" ihre „Freyheiten" zu beschneiden. Käme ein solcher Anfang zur weiteren Ausführung, dann wäre „Geist und Mannessinn und edler Muth" bedroht! Wenn der Staat den Vorschlägen jener „Halbköpfe" Gehör schenken würde, „die dem Jünglinge auf der Akademie noch Ruthe und Stock wollen geben, und seine Herren Präceptoren ein Einnahme- und Ausgabebüchlein für ihn halten lassen", wie könne dann derselbe Staat von seinen Dienern „Pflicht- und Ehrgefühl, festen Sinn und Manneskraft fordern?[2]" Wetzel verlangt, daß

---

[1] Jean Paul's Freiheits-Büchlein oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha. Tübingen: I. G. Cotta 1805. Vgl. Schultz, Nw, S. 251.

[2] Über das Eingreifen „kleinlicher Bevormundung und Überwachung" in das Leben der Studenten vgl. Franz Koch, Deutsche Kultur des Idealismus. Handbuch der Kulturgeschichte, herausgegeben von Dr. Heinz Kindermann, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam S. 261.

Auf denselben Ton sind Verse des PGM abgestimmt.

„Die Universitäten sollen gar nichts bedeuten,
Die stammen aus finstern barbarischen Zeiten,
Und sollen sie ja noch fort existiren,
Man muß sie durchaus neu organisiren;
. . . . . .
Freiheit – das klingt ja wie Mönchslatein!
Die Jugend muß hübsch am Laufzaun gehn,
Braucht nicht auf eignen Füßen stehn." (S. 51.)

der Jüngling auf der Universität begänne, „Mann zu werden, Achtung vor sich selbst, vor andern, vor Ehre, Recht und Gesetz zu lernen".

Wie unser Dichter kein Verständnis für einen den Wuchs und das Aussehen verändernden Eingriff in die Natur aufbringt – das fanden wir bei der Ausführung über Natur, Garten und Park –, so verflucht er auch die „verworfenen Baumschänder", die mit ihrer „plumpen dummen Baumscheere so geschäftig im schönen Garten der Jugend" zu Werke gehen, „daß ja kein Stamm gerad und hoch gen Himmel schießt; freylich, er möchte euch überwachsen, ihr Pilze!" Diesen Erziehern mißt er die Schuld zu, „wenn wahre Kraft, ächte heilige Scheu vor Sitte und Recht, je mehr und mehr erstirbt in dem jungen Volk, und dafür Schlappheit, dummes Hinwegsetzen über alles Große und Heilige, Büberey und ehrlose Niederträchtigkeit immer mehr und mehr einreißet". Die Scheu vor „Sitte und Recht" bezeichnet das Festhalten an einer historischen organischen Entwicklung. Damit lehnt Wetzel die unhistorische Denkart der Aufklärung ab.

Mit prophetischem Eifer entwirft Wetzel ein Bild des Unheils, das einem Staat zustoßen kann, wenn die Jugend nicht mehr die rechte Gesinnung besitzt, wenn man „ihr die Achtung vor wahrer Mannesehre mit feiger, philistermäßiger Klugheit wegzuraisonnieren, oder mit Stockschlägen auszuprügeln" fortfährt[1]. Das schale Moralisieren werde nur eine Jugend heranziehen, bei der Treue und Glaube schwänden, man brauche sich dann nicht zu wundern, wenn „in des Vaterlandes Gefahr und Noth sich kein Arm" mehr fände, „kein treues Herz und keine Männerbrust, um dem hereinbrechenden Feinde" entgegenzutreten.

Wetzel redet keinem schrankenlosen, bindungslosen, selbstsüchtigen Individualismus das Wort, sondern die Freiheit der Persönlichkeit, die er verficht, hat ihren höchsten Sinn in dem Wirken für den Staat und das Volk. Der Einzelne soll sich seinen Anlagen entsprechend entwickeln können, ohne „gegängelt" zu werden, doch nicht für das eigene bessere Wohlergehen, für einen stärkeren Lebensgenuß, sondern um als voll entwickelter Mensch, im Besitze seiner ganzen geistigen und körperlichen Fähigkeiten, dienen zu können. Unser Dichter gibt zu bedenken, daß „nur Kraft und Treue, Gerechtigkeit, keine hohle Legalität, kein leerer Buchstabe" das „große Gebäude", wenn es wankt, „zu stützen vermag".

In der Tendenz, den Geist der Aufklärung lächerlich zu machen, erinnert das satirische Gedicht von Wetzel besonders an die Posse von Schlegel „Ein schön kurzweilig Fastnachtsspiel vom alten und neuen Jahrhundert, tragiert am ersten Januarii im Jahr 1801." (Im Musenalmanach von 1802 erschienen.)

[1] Berücksichtigt man, wie sehr Wetzel in diesen Jahren immer Preußen nur als unterdrückende Macht empfindet und verurteilt – Genaues darüber im zweiten Teil der Arbeit –, so ist man geneigt, zu fragen, ob die Erwähnung von Stockschlägen nicht auch mit Preußen in Verbindung zu bringen ist. Denkbar wäre diese Beziehung. „Gestattete doch eine Verfügung Friedrich Wilhelms III. noch im Jahre 1798 die körperliche Züchtigung der Studenten." (Franz Koch a. a. O. S. 261f.)

Welchen Wert die ganze, nicht verkümmerte Persönlichkeit für ein Volk haben kann und wie sehr diese Persönlichkeit notwendig ist: diese Beweisführung[1] enthält einen tieferen Sinn, als man schon obenhin erkennen kann, wenn man bedenkt, daß Wetzel sie 1805 oder Anfang 1806 niederschrieb und daß diese Gedanken bei ihrem Erscheinen im Jahre 1808 noch genug zeitliche Berechtigung besaßen, um gelesen und beherzigt zu werden!

Ob der Befürwortung eines freiheitlichen Studentenlebens vergißt Wetzel nicht die Bedenken, die man seinen Ausführungen gegenüber anbringen könnte. Die akademischen Sitten blieben im 18. Jahrhundert oft genug nicht frei von Auswüchsen, Übertreibungen und jugendlicher Maßlosigkeit. „Wüstes Saufen und Randalieren galt als Zeichen der akademischen Freiheit[2]." Solche Mißstände sind nicht zu verschweigen. Wetzel tut es auch nicht. „Ihr sprecht: Es geht aber doch viel Unfug auf Akademien vor; mancher Jüngling verdirbt, den strenge Aufsicht hätte retten können; mancher kehrt als Krüppel nach Hause" (20). Diese Schule der Bewährung, dieses Maß der Auslese billigt Wetzel. „Tugend, die eines Hüters bedarf, ist schlechter, als consequente Bosheit" (21). Seine Ablehnung einer Überwachung oder Einengung verstärkt ihn in seiner Meinung — vielleicht denkt er dabei an sein bewegtes, oft noterfülltes, prüfungsreiches Dasein als Student[3], wenn er die Gescheiterten abtut: „. . . ein Schwächling wird weder für Staat noch Wissenschaft große Dinge thun — und eure äußerlichen materiellen Anstalten sind viel zu ohnmächtig, einen fallenden Geist im Sturze aufzuhalten" (21). Wieder bezweifelt er, ob äußere Erziehung „die Pflanze des innern Lebens" vor dem Untergang bewahren könne, wenn's ihr an innerer eigener Lebenskraft gebricht[3].

Für eine „todtgeborene Moral", für das Wachsen „an dem Spaliere einer hölzernen Erzieherey" hat er nur Spott übrig[4]. Die Bewährung gibt ihm den Maßstab für eine Beurteilung. Das Gesunde, Widerstandsfähige, Herrenhafte soll sich ausbreiten können. „Untergehe der Schwächling, es verdorre das Unkraut, daß der edle Weizen Raum gewinne." Der „Adler" wird sich „über den Sturm hinausschwingen", er wird „seine Fittige stählen im Kampf mit dem Starken"[5].

---

[1] „Denn wisset", mahnt Wetzel seine Widersacher, „es giebt Punkte, Augenblicke giebt's, wo der Mann nur sich selbst zu halten vermag, wo kein Stock, kein äußerlicher Zwang hinreicht, wo allein Selbstkraft, heiliges Vertrauen auf das Göttliche in der eignen Brust, wo Muth und gewissenhafte Treue eines einzigen Mannes das Glück ganzer Völker auf Jahre entscheidet; dahin, glaubt mir, in die stille sichere Freystatt des innersten Herzens, dahin reicht kein Stock und keines Schulmeisters Ruthe" (21).

[2] E. Ermatinger a. a. O. S. 225.

[3] Trube a. a. O. S. 29.

[4] Vgl. Nicolai a. a. O. „Zieht denn nur rührig am Seil wo ihr gespannt seyd und last euch füttern, wähnt nicht, daß 's euch im Walde besser wär'" (S. 12).

[5] Vgl. dagegen PGM, S. 51. Hier verspottet Wetzel die Nivellierungstendenzen der Aufklärung.

Nach diesen Absichten muß man seine Bejahung von „Zweykämpfen" ansehen. Das Unwesen[1], wie es vorhanden war, beabsichtigt Wetzel nicht zu verteidigen. Er kennt die Sünden, die zumal im 18. Jahrhundert begangen worden sind. Aber er schränkt auch wieder ein: die Zahl der Duelle sei „unendlich seltener als wie's die Winkelschulmeister ausschreyen". Er fragt, ob die Verwundungen so hoch „anzuschlagen sind, als der große ungeheure Hieb und Stich in's Ehrgefühl, in Kraft und Mark einer ganz heranwachsenden Menschheit". Er verlangt für die akademische Jugend die „uralte Sitte", das „alte Recht" der Zweikämpfe, die er als den „letzten Rest männlicher Ritterlichkeit" ehrt[2], die man doch „Officieren und anderen Leuten von hohem bürgerlichem Rang" gewährt (22).

Wie Wetzel die Wahrung des Ehrenstandpunktes als wesentlichen Grund für die Zulassung der Duelle betont, so ist ihm der Zweikampf keine leere, überlebte Form oder die Frage einer übertriebenen, daher unechten Männlichkeit. Bei der jungen Generation will er kein schales Moralisieren[3] — wie er verschiedentlich ausspricht —, sondern die männliche Bereitschaft, sterben zu können.

Eben durch den Zweikampf erlerne die Jugend etwas, „dessen keine Zeit mehr bedurfte, wie die unsere: Todesverachtung" (22).

Es gehört zu der Auffassung unseres Dichters von der Freiheit, daß er auf der Universität keinen Vorrang gelten lassen will, den das Geld bedingte. Für den „Geist der Akademie" sei die Nähe und das Geräusch „des irdischen Mammons" schädlich. Die Trennung, daß die wohlhabenden auf großem Fuße leben würden und die ärmeren Studenten in großer Bedrängnis, sei „verwerflich". Wetzel schwebt ein anderer Zustand vor Augen: „In froher Kraft, ohne die Fesseln des bürgerlichen Lebens, rege sich der Jüngling, hier gelte kein Adel, als der des Geistes, kein Rang, als der der wahren Kenntniß und des männlichen Muthes. Der Fürstensohn, wie der des Bettlers, stehe hier auf einer Stufe; Ein Recht, Eine Auszeichnung gelte beyden" (16).

Versuchen wir in Kürze zu sagen, was Wetzel mit seinem Einsatz für eine freiheitliche, die eigene Veranlagung entwickelnde Erziehung und seiner scharfen Polemik gegen die aufgeklärte Pädagogik beabsichtigt, so können wir angeben, daß er die Jünglinge zu Männern heranwachsen sehen will, die fähig und bereit sind, mit dem Leben für ihr Land einzutreten, und Mädchen zu Frauen, die ihre eigentliche Aufgabe als Hüterin der Familie zu erfüllen haben.

---

[1] „Die Zweikämpfe und Raufereien waren das ganze folgende Jahrhundert hindurch in der rohesten Form im Schwange. Das harmlose Schimpfwort Bärenhäuter genügte als Anremplung. Oft genug blieb der eine Streiter tot auf dem Platze." (Emil Ermatinger a. a. O. S. 226f.)

[2] Über Ehre und Aufklärung vgl. A. W. Schlegel a. a. O. S. 74,3 – 74,10.

[3] „Natürlich hat sich die Aufklärung auch in die Moral gemischt, und darin großes Unheil angerichtet. Nach ihrer ökonomischen Richtung gab sie alle Tugenden, die sich nicht der Brauchbarkeit für irdische Angelegenheiten fügen wollten, für Überspannung und Schwärmerey aus . . ." (A. W. Schlegel a. a. O. S. 73,19 – 73,23.)

Erbittert meint er in „Fischers Reise", daß die „jetzt herrschende Generation" keinen Sinn habe für „Geistesgröße, für Poesie und Genialität!" Nicht den Wert einer Persönlichkeit könne sie erkennen, sondern nur das äußere Ansehen schätzen und bewundern. „Und ob ein Gott vom Himmel erschiene, und wandelte unter ihnen, sie achteten sein doch nicht, er müßte denn zugleich Geld haben, wie Heu, oder einen ellenlangen Titel, oder einen Stern auf dem Rocke. Einen im Haupt und Herzen sieht die blinde Menge nicht (47)[1]. Unnachsichtig besteht er darauf: „Weg muß erst das Unkraut, das, unedel selbst, alles edle Gewächs zu ersticken droht" (47).

Der Maler im „Kleon" vermacht eine Erbschaft dem Staat. Ihm „ward angst bei den vielen Schätzen . . ." Er lebt zufrieden ohne das Vermögen. „Nur freie Wohnung bedingt' er sich aus, und die hohe, alte Eiche, auf der er so oft saß . . ." (235)[2].

Warum die herrschende Generation „nichts taugt" — das erklärt Wetzel. Wie Tieck vornehmlich in seinen Satiren, so erwähnt Wetzel immer wieder das leidige Wesen der autonomen Vernunft und der Vernünftelei. Er beklagt im „Kleon", daß wir „über unsrer Häuslichkeit und über den gemeinen Rücksichten des Lebens jene höheren" vergäßen (313)[3]. Moral tut Wetzel in einem Atemzuge mit Professoren der Moral und mit Philistern ab (Kleon, 419). Wie das vernünftige, normierende Erziehen verwirft er das Zurückdrängen von Freude und Spiel im Volke zugunsten einer aufklärerischen Moral. „Sind denn die Freuden des Volkes alle verblüht, alle Farben brennender Volkslust erloschen?" (DA, Nr. 65.) Er bedauert das Volk, „dem des Lebens innerster Kern abgestorben, in dessen Gebeinen das kräftige Mark verdorrt ist und in dessen Herz und Adern der Brunnen gewaltiger Freuden nicht mehr quillt und strömt". Er erinnert an die Zeiten, da „des Lachens und Tobens" kein Ende war, „wenn die Lust nur einmal angezündet war".

Wetzel leidet an der Gegenwart[4]. Er klagt darum Gottsched, „der sich zur Poesie bekannte", an, daß er den unschuldigen, armen Hanswurst in Haft nahm, ihm förmlich den Prozeß machte und in einem hoch-

[1] „Die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Röckchen!" (Werther, zweites Buch, am 24. Dez.) „Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Zeremoniell ruht, deren Dichten und Trachten jahrelang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen!" (Werther, zweites Buch, am 8. Januar 1772.)

[2] Vgl. Werther, erstes Buch, am 20. Julius.

[3] „Das Mühlengeklapper der Nützlichkeit,
Das pocht und hämmert Tag und Nacht
In der Brauchbarkeit ergiebigem Schacht
Das Geld ist ja der Gott der Welt." (PGM, S. 45.)

[4] „Jetzt sind alle öffentlichen Feste todt, der laute Mund des Scherzes ist verstummt, der große Körper bewegt sich schläfrig und träge und schleppt die langweiligen Glieder mit verdrießlicher Gebärde nach, als feierte er das Leichenbegängnis der Freude, als wäre diese auf ewig in die kalte, feste, finstere Erde gesenkt. –" (DA, Nr. 65, „Über Volkslust".)

nöthigen und peinlichen Halsgerichte den Kopf gänzlich abschlug" (DA, 65). Wetzel kennt den Schaden, den der Gelehrte anrichtete, der für „unglaublich vernünftig" galt, aber er findet Trost darin, daß es „das Volk" nicht ist, „von dem diese Seuche ausgeht"; zuversichtlich stellt er fest, daß man ihm „die Schutzblattern der Aufklärung" nicht durchgängig hat einimpfen können (DA, Nr. 66). Schon vor dem Aufsatz macht sich Wetzel zum Fürsprecher der Göttin Freude. Schillers „herrlichen Hymnus an die Freude" will Kleon in einer Schar Menschen anstimmen, die innerlich lebendig geblieben sind (Kleon, S. 246)[1].

Als eine Gefahr, in das philiströse, unlebendige Dasein abzugleiten, ein „Schön-Mittelmaas"[2] zu werden, bekämpft Wetzel die Arbeit in Amtsstuben und zwischen Akten und Papieren überhaupt — eine Arbeit, die so aussieht, als ob sie jegliche unmittelbare Beziehung des Menschen zur Natur vernichtet[3].

Von der Ablehnung des Mittelmaßes her ist seine Begeisterung für den großen Menschen und das Genie zu verstehen. Von den großen Gestalten der „Strophen", den Helden der griechischen Vergangenheit und den heldenhaften Jünglingen im „Kleon" läuft eine Linie zu Napoleon, den er in „Fischers Reise" bewundert und im Magischen Spiegel bei aller Feindseligkeit und allem Haß, die er gegen den Staatsfeind empfindet, als starke Persönlichkeit[4], die ihren Weg der eigenen Fähigkeit verdankt, gelten läßt.

Letztlich ist die Verherrlichung des großen Menschen im Zusammenhang mit Herders Humanitätsgedanken, die mannigfachen Anlagen des Einzelnen und aller zur Entwicklung zu bringen, zu verstehen und gleichzeitig als Absage an die Aufklärung zu werten, die trotz Rasse, Nation, Klima, Zeit über alle Faktoren hinaus, die Menschen unterscheiden, eine Einheitsform erstrebte: den „vernünftigen" Menschen.

Der ganze Kampf Wetzels gegen die Aufklärung wird in seiner national-völkischen Bedeutung ablesbar, wenn er Stellung nimmt zu dem Wesen von Kunst und Wissenschaft, wenn er mit Urteilen und Verurteilungen von Gestalten und Werken der Gegenwart und der Vergangenheit seinen Grundsätzen folgt und wenn er dazu beitragen will, den Zeitgeist zu verändern. Diese Veränderung bedeutet für Wetzel gleichzeitig einen Wandel des politischen Schicksals zum Guten.

Wetzel spricht den Affen als den vorbildlichen Typ des vernünftigen Menschen in der Satire PGM an. Bei dieser Gelegenheit entzieht er der

---

[1] Über Schillers „Freude" vgl. Franz Schultz, Klassik und Romantik der Deutschen. Bd. 1, S. 20.

[2] Siehe PGM, S. 52.

[3] „Wahrlich, es ist arg, täglich 8 bis 9 Stunden in einer schwarzen Höhle und Hundegrotte, mit gekrümmter und eingedrückter Brust, sitzen zu müssen, weder Himmel noch Sonne zu sehen. . . Ein Herkules unterläge endlich." (FR, S. 5.) Eine ähnliche Polemik, aus der die Einwirkung Rousseauschen Geistes zu verspüren ist, findet sich FR, S. 4.

[4] Vgl. dazu auch Trube a. a. O. S. 115, Anm. 79.

philosophischen und künstlerischen Grundüberzeugung der Aufklärung jeglichen Kredit: der Glückseligkeitslehre und dem Nachahmungsprinzip[1].

Der Verneinung der durch die Vernunft gewonnenen Kunstanschauung fügt Wetzel seinen Begriff von der frei schöpferischen Gewalt des Künstlers hinzu, dessen eigene Artung die geheimen Regeln für das Kunstwerk abgibt. Schon im „Kleon" erfahren wir, wie er über die Vorschriften für einen schöpferischen Menschen denkt[2]. Das Kraftgefühl der Geniezeit ist ihm noch lebendig: „Der Genius fühlt, wie der neugeborene Merkur, seine Gottheit . . ." (185).

Ein Dichter, der Wetzels Ansichten vom Genius und schöpferischen Menschen erfüllt, ist Homer[3]. Ihm gilt seine höchste Anerkennung. Welche Verehrung liegt doch in der Angabe, daß ein Greis, der die alten Sitten noch pflegt, als Kleon ihn besucht, sein Buch mit den Worten zuschlägt: „. . . es war der alte gute Homer!" Aber nicht nur wie beiläufig läßt Wetzel im „Kleon" seine Begeisterung für Homer verlauten, er weist unmittelbar auf die lebendige „Homerische Wunderwelt — wo alles Bedeutung hatte und Bezug auf menschliches Schicksal, wo die Natur noch zu den unbefangenen Herzen sprach und verstanden wurde von ihren Kindern . . ." (142). Der Preis der Wunderwelt macht den Homer, wie Wetzel ihn liebt, erkenntlich. Es brauchte zum Verständnis bei der angeführten Stelle nicht die deutliche Zeitbeziehung folgen: „. . . wo die Natur noch verstanden wurde von ihren Kindern ohne Kommentar, Lexikon und Klavis, und wo man das ewige Licht noch kindlich anbetete, ohne daß es jemanden einfiel, es zu zerlegen in sieben Regenbogenfarben . . ." (142f.). Mit dieser Auffassung der Homerischen Dichtungen verteidigt Wetzel seinen Helden Kleon, daß er sich „aus diesem Elysium seiner Phantasie, dieser Heimath seines Herzens" nicht loswinden konnte „in die kalte hohle, regelrechte Wirklichkeit!" (143).

Es ist eine Folge der Beziehung zu Homer, bei dem Wetzel Phantasie und Wunder als Lebensmächte vorfindet, daß er ihn gegen die Auffassung bestimmter Zeitgenossen, die er in satirischem Tone bedrängt,

---

[1] „Der erfüllt die Bestimmung des Menschen recht
Ißt, trinkt, schläft und sorgt fürs Geschlecht,
Schwärmt nicht, versteigt sich nicht in die Höh'
Kurz, hat mir auch nicht die geringste Idee,
Von der Philosophie blos – den Glückseligkeitstrieb,
Von den schönen Künsten nur – das Nachahmungsprinzip." (PGM, S. 14.)

[2] „Ei was, fiel ihm der Künstler ein, das Talent braucht nicht geweckt zu werden, es erweckt sich selber, wie Christus nach der Meinung einiger Kirchenväter. Darin liegt ja eben der Unterschied zwischen gemeinen Köpfen und Genie's, daß man jene mit Hebebäume aufwinden muß, damit sie nur fortkommen auf der breiten, ausgefahrenen Landstraße, diese aber sich selbst aufraffen mit Adlerkraft über den Sumpf des Lebens." (Kleon, S. 185.)

[3] Wetzel wendet sich gegen Wolfs Meinung, daß „der göttliche Schöpfer der Odysse in einige Duzend-Duodez-Homerchen" sich verwandelt (Kleon, S. 356).

ausspielt. „Die Worte des Gelehrtenwahns. An —“ (1800[1]) und „An einen Erklärer der Homer“[1], die man gegen Wolf deuten kann, wie Hans Trube[2] mit gutem Recht vermutete — für die Vermutung spricht auch der oben angemerkte Ausfall gegen Wolf —, sind Zeugnisse seiner Beziehung zu Homer. Zu ihnen gehört auch die Satire im „Phöbus“ gegen Voß: Der Alte und sein Übersetzer[3].

Wie hoch nun Wetzel Homer schätzt, kann man aus der Tatsache ersehen, daß er im „Magischen Spiegel“, zu einer Zeit also, da er davon erfüllt ist, das erhabene Wesen des gedemütigten deutschen Reiches allen verständlich zu machen, einen Vergleich, der sich auf Homer bezieht, zu Hilfe nimmt. Als „ein Meisterwerk menschlicher Vernunft und göttlicher zugleich“ rühmt Wetzel Deutschland. Es ist ein „Wiederschein des unermeßlichen Weltreichs, der Weisheit deiner Väter, ein ewig und unvergängliches Denkmaal! Denn laut genug zeuget die Ilias von einem Homer“ (MGS, 20). Die Einschätzung Homers beruht nicht auf einer unkritischen Bewunderung, sondern auf einer umfassenden Kenntnis[4]. Sachenvoll rügt Wetzel die Art „unserer sogenannten romantischen Dichter“, wie sie das Wunder und das Wunderbare darstellen. Ihr „Unglück“ sei, daß „sie selbst von der Wunderbarkeit ihrer Wunder überzeugt und darin oft kindisch verliebt sind“. Wetzel bemängelt den Unterschied zwischen der geistigen Vorstellung des Wunderbaren und ihrer übertriebenen Darstellung. Diese Kritik Wetzels beweist, daß er, in dem selbst romantischer Geist lebendig ist, die Beteiligung der Vernunft an der Entstehung und Formung von Kunstwerken nicht ablehnt. Ein sorgsames Planen beim Dichten schließt das „Wunder“ und die „Magie“ nicht aus[5].

An Shakespeare und seiner Kunst, die Wetzel nur wenig geringer schätzt als Homers Dichtungen, lobt er die „Individualität“ — die für ihn in diesem Zusammenhang alle lebensmäßigen und künstlerischen Werte ausmacht[6]. Der englische Dichter schöpfte aus seiner mächtigen Persönlichkeit, die dadurch in sein Werk einging. Wie steht es aber um die Eigenart der Dichtung seiner Zeit, das ist die Frage, die Wetzel beantworten will. Seine Prüfung gibt ihm harte, jedoch begründete Worte ein, wenn er den Begriff der Nachahmung in einem Aufsatz „Über Nachahmung des griechischen Trauerspiels“ (DA, Nr. 55) näher erläutert.

[1] Strophen von Wezel, Lübben, in Commission bei C. F. Gotsch 1802, S. 221 f., 271 f.

[2] Hans Trube a. a. O. S. 113. Zur näheren Erklärung der Wetzelschen Satire zieht Trube einen Brief des Dichters an seine Braut heran (1804), in dem er ablehnend von der Voßschen Übersetzung spricht. Siehe Trube a. a. O. S. 113 f., Anm. 76.

[3] Vgl. Schultz, Nw, S. 260.

[4] Vgl. auch die Verherrlichung Homers in „Sieben Briefe des Mannes im Monde an mich“ (1808).

[5] Über Magie siehe A. W. Schlegel a. a. O. S. 62, 11 f.

[6] Im „Kleon“ findet sich eine Verherrlichung des Dichters, die wir statt vieler Äußerungen Wetzels über Shakespeare anmerken wollen, da sie über den Begriff der Individualität ins Bild setzt: „ . . . hier erschien ihm zuerst Shakespear's Geist klar und doch grundlos wie die Natur und der Sternenhimmel . . .“ (477).

Unser Dichter verehrt, wie wir wissen, die griechische Kunst. Er tadelt, daß bei der Nachahmung der griechischen Tragödie „die Großheit der Form die innere Leere künstlicher Geschichte" verdecken soll. Die Zeit neige daher so „nach dem Trauerspiel: und zwar nach dem ganz traurigen, denn die Kunst jener Maler, mit einem Strich, ein lachendes Gesicht in ein weinendes zu verwandeln, scheint mit Proteus-Shakespeare zu Grabe gegangen zu sein". Proteus-Shakespeare sah die Welt in allen ihren Erscheinungsformen mit ihren Weisen und mit ihren Narren, die gerade nicht fehlten und manchmal nur anders aussehende Weise waren. Diese Lebendigkeit und Bewegung vermißte Wetzel in vielen Dichtungen seiner Zeit und in den Ergebnissen der rationalen Kunst. So klagt er immer wieder über das Verschwinden des Hanswurstes, wovon wir schon sprachen. Ihm ist er, als einem Vertreter des erwünschten Lebensgeistes, wohlgesinnt. „Wie noch Mark und freier, guter Muth in dem Volk war, dichtete man Hans-sachsische Lust- und Narrenspiele, deren ein einziges wahrlich mehr werth ist, als alle Trauerspiele von 1706–1806."

Daß man in einem äußerlichen Sinn nachahmt, das sieht Wetzel als die Ursache des Unglückes an, nicht, daß man „aus der alten Geschichte" dichtet. Denn das tat auch Shakespeare, aber in seiner selbständig-riesenhaften Art. Sein Rom sei London, und „Cäsar, Brutus und Cassius sind Landsleute von ihm im großen Styl".

So belehrt Wetzel die schwächlichen Poeten und lenkt ihre Blicke auf Shakespeare, wie es vordem Herder und der junge Goethe taten.

Welches Lob Wetzel dem großen Engländer im „Kleon" spendet, haben wir schon angemerkt.

Selbst im „Magischen Spiegel", in dem er seinen Grimm gegen die Engländer nicht zurückhält, macht der Dichter von der allgemeinen Behandlung eine große Ausnahme[1]. In den Dramen, die Wetzel in späterer Zeit schrieb, bleibt das Vorbild Shakespeares deutlich erkennbar.

Die Kritik an einer dürren Nachahmung griechischer Kunst führt uns zu der Bewunderung Goethes, der Wetzel so mannigfachen Ausdruck gibt, daß wir uns auf eine charakteristische Auswahl beschränken können[2].

---

[1] „Magischer Spiegel" S. 67; er rühmt Shakespeare als „der Poeten Herzog und König, wogegen kein Sänger neuerer Zeit bestehen mag".

[2] Äußerungen unseres Dichters über Goethe und Anklänge an seine Dichtungen siehe Franz Schultz, Nw, S. 258f. und Hans Trube a. a. O., besonders S. 146 und 157. Für die starke Anlehnung, die sich gelegentlich bei Wetzel findet, mag noch ein bezeichnendes, noch nicht angeführtes Beispiel erwähnt werden. Das Ergebnis liefert ein Vergleich zwischen „Sängerwürde" von Wetzel (DA, Nr. 13) und „Der Sänger" von Goethe. Zu Wetzel 13. Strophe vergleiche Goethe, Strophe 3, 4, 5. Zu Wetzel Str. 14 vergleiche die letzte Strophe der Ballade von Goethe.

Daß in der „Sängerwürde" nicht nur Anklänge an Goethe, sondern auch Einflüsse der Bibelsprache vorhanden sind, ist für unseren Vergleich nicht von Belang.

Die Abhängigkeit Wetzels von Goetheschen Satiren werden wir im zweiten Teil der Arbeit berühren; S. 135.

Zusammenfassend sagt Wetzel über die Bemühungen der nachahmenden Dramatiker und damit schafft er einen dunklen Hintergrund, vor den er die mächtige, helle Gestalt stellen kann: „Was sind also die griechischen Trauerspiele der Heutigen? Schulexercitien sind's, weiter nichts! Griechische Ruhe? . . . eure griechische Ruhe ist die Stille eines Beinhauses oder eines Münchhausenschen Wintertages, wo die Töne im Posthorn gefrieren . . .“ Eine große Verehrung spricht aus den Worten, daß „Göthes Iphigenia“ ein Drama sei, „dessen Aufführung auch Sophokles nicht versäumt hätte“, und wie stark lebt in der abschließenden Mahnung die Herdersche Humanitätsidee, ohne daß besonders auf sie verwiesen würde: „Liebe Landsleute, seid nur recht deutsch und habt vor allen Dingen Poesie in Haupt und Herz: so seyd ihr gewiß auch griechisch.“

Bei einer solchen Tiefe des Verständnisses kann er auch Goethe gegen die Griechenanhänger der erwähnten unfruchtbaren Art verteidigen: „Göthes Iphigenia . . . war euch vermuthlich nicht griechisch genug, weil es ohne Chöre in eurer Manier, ordentlich in 5 Akten und Scenen abgetheilt und — wie modern — in fünffüßigen Jamben geschrieben ist“ (DA, Nr. 55).

Mit Werken von Männern wie Goethe, Herder und Heinse[1] erweist Wetzel die unzulänglichen Prinzipien der rationalen Kunstlehrer, die das Schaffen der nicht von erlernbarer Methodik ausgehenden Dichter nicht würdigen konnten. Wetzel bedauert, daß eine Zeit nicht begreifen konnte, „wie Poesie und Kunst einzig ihren Zweck in sich selbst habe, wie man sie um ihrer selbst willen lieben und üben müsse, und wie die Schönheit, der Poesie Urbild, kein anderes Medium brauche, als sich selbst, um in dem Äther menschlichen Gemüths ihr Bildnis wieder zu strahlen . . .[2]“ Weiterhin tadelt er, daß „Herder's, Göthe's und Heinse's Offenbarungen“ über das innere Wesen der Poesie „Stimmen in der Wüste“ blieben, „die niemand hörte . . .“

Die Kunstrichter bekommen über die Mißachtung Goethes noch mehr harte Worte zu hören: „Endlich, nach einem abermaligen schlagflußähnlichen Zustande unserer vaterländischen Poesie, in welchem nur ihr Herz, Göthe, nicht zu schlagen aufhörte (wiewohl den plumpen Chirurgshänden damaliger Ästhetiker unfühlbar), regte sie sich zu neuem Leben, erwachte sie zu neuer Kraft . . .“ (DA, Nr. 80). Was man sich unter dem

[1] DA, Nr. 80: „Sind die Deutschen in Hinsicht ihrer poetischen Bildung im Fortschreiten begriffen?“

[2] „Viele haben es gut mit den Künsten gemeynt, aber schlecht verstanden, wenn sie sie von Seiten ihrer Nützlichkeit zu empfehlen gesucht haben. Das heißt sie auf's äußerste herabwürdigen und die Sache geradezu auf den Kopf stellen. Vielmehr liegt es im Wesen der schönen Künste nicht nützlich seyn zu wollen. Das Schöne ist auf gewisse Weise der Gegensatz des Nützlichen: es ist dasjenige dem das Nützlichseyn erlassen ist. Es muß demnach etwas geben, das letzter Zweck oder Zweck an sich ist . . .“ A. W. Schlegel, Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst. Erster Teil (1801–1802): Die Kunstlehre a. a. O. Bd. 17, S. 8,22 – 8,34.

neuen Leben vorstellen muß und wie Wetzel es begrüßt, das sagt der gleiche Aufsatz aus, der aus der fruchtbaren Schaffenszeit unseres Dichters stammt: „Man fieng an sich zu schämen, äußere, der Zeit unterworfene Zwecke von der ewigen Poesie zu fordern, ja sie genoß des Triumphs, sich von einem der größten Meister neuauflebender Philosophie dieser an innerer göttlicher Würde weit vorgezogen zu sehen." Unter dem großen Meister neuauflebender Philosophie versteht Wetzel, wenn man sein Verhältnis zu Kant und Fichte und seine Ausführungen im „Kleon" berücksichtigt, Schelling[1].

Trotz der großen Begeisterung für Goethe ist aber eine geheime Kritik anzutreffen. So wünscht Wetzel, es möchte „der Geist, der mächtig wie Götter, der Zeit eine andere Richtung gab, nicht selbst von der Zeit gelenkt" worden sein, das heißt, und nun wird der kritische Verehrer zaghaft deutlicher, „er möchte sich nie herab gelassen haben, das gediegene Gold göttlich bildender Phantasie in die leere Gasgestalt allgemeiner Begriffe einer herrschenden Schule aufzulösen und zu verflüchtigen" (FR, 48ff.). Wen er mit der „herrschenden Schule" meint, ist nicht vollkommen sicher anzugeben, es ist jedoch denkbar, daß Wetzel, bei den verschiedenen eigenen Meinungen, die er vorbringt, in diesem Falle an die Romantiker denkt. Wie wenig jedoch ein solcher Vorbehalt ins Gewicht fällt, zeigt das ganze Verhältnis zu Goethe.

Wieviel Wetzel Klopstock verdankt, das hat Trube ausgesprochen, und das haben wir auch an verschiedenen Stellen bestätigt gefunden. Auch auf die Einschränkung gegenüber Klopstock hat Trube aufmerksam gemacht[2]. Uns ist sie aber auch nicht wesentlich für die gesamten Beziehungen zwischen Wetzel und Klopstock. Der Preis des Messiasdichters, des Dichters, den Gottsched und seine Anhänger bekämpften, ist uns bedeutender.

Die poetische Anlehnung in den „Strophen" ergänzt die Erwähnung von Klopstocks göttlichem Messias im „Kleon" (476). In den DA steht auch — trotz der Kritik — die Anerkennung, daß „einige große Geister wie Klopstock dem Ideal der alten wahren Poesie sich mehr oder weniger nahten . . ." (DA, Nr. 79). Auch Lessing[3] zählt Wetzel zu den „Unsterblichen", die die Begriffe über „Poesie und Kunst" reinigten; unser Dichter weiß, daß Lessing und Klopstock „in ihrer Individualität sehr verschieden" sind.

Während Wetzel Klopstock, den „meist erhabenen Dichter", würdigt, werden „sogenannte Kunstrichter" wieder mit Tadel belegt: dabei wird ein Name angeführt. Wetzel verargt es Gellert, obschon er ihn sonst zu den wohldenkenden Männern rechnet[4], daß durch ihn und ähnlich

[1] Demnach denkt Wetzel an die Schellingschen „Vorlesungen über die Philosophie der Kunst" (Jena, Winter 1802).

[2] Trube a. a. O. S. 119.

[3] Siehe hierzu „An J. G. Lessing", Strophen, S. 30f.

[4] Siehe auch „Der Wohltätige", Strophen, S. 44ff.

denkende Männer das „modern-moralische Prinzip", das sich mit dem Selbstzweck der Poesie nicht vertrug, „endlich zu so unumschränkter Herrschaft" kam, daß „man alle Poesie darnach beurtheilte . . ." (DA, Nr. 79).

Der Nachruf, den unser Dichter Herder in „Fischers Reise" widmet, enthält nicht nur viele richtige Urteile über ihn, sondern erschließt überdies auch das Wesen Wetzels. Herder, der auf den Wert und die Eigenart fremder und östlicher Literaturen hinwies, preist er als einen der Menschen, „die nie alt werden können . . ., das machte er habe aus dem Quell Orients getrunken, und im Aufgang wohnt die ewige Jugend". Wetzel rühmt ihm nach, daß er „das Wahre des ewigen Geistes" verstand, „den heiligen Odem der Poesie in allen Zungen; die zartesten Töne aller Völker hat er belauscht, und in einen Kranz geflochten" (61f.). Wie er ihn verteidigt und verherrlicht in Sachen der Theologie und Philosophie, wie er ihn stolz aller aufgeklärten Denkweise entgegenstellt, darauf kommen wir noch an anderer Stelle zu sprechen. Dem Manne, der für ihn und seinen Freund Gotthilf Heinrich Schubert so viel bedeutet, der ihre Betrachtungsweise mitgebildet hat, ruft Wetzel Worte echt menschlicher Zuneigung nach. „Gern hätte ich auch die hiesige Hauptkirche besucht, aber die Stimme des Propheten war verhallt: Herder war nicht mehr, der große, der unvergleichliche Mann! O, daß auch solche Blumen verblühen müssen! Daß solche Lippen verstummen, auf denen der Blitz des Geistes wohnte im reichsten Maaß! —" (58).

Schiller, der auf die Gedichte der „Strophen" und den Roman „Kleon" einwirkte[1] — hier wird der „Wallenstein" auch in einem Atemzuge mit Klopstocks Messias und Shakespeares Werke als Lektüre des jungen Kleon angeführt —, wird von Wetzel, wie die anderen großen Dichter, in „Fischers Reise" gepriesen, aber nicht mit der gänzlich unkritischen, nur von Bewunderung bestimmten Haltung, die unser Dichter Herder gegenüber beweist. Der Grund für diesen Unterschied ist unschwer anzugeben. Wie sehr Wetzel den Dichter achtet, das ist ganz deutlich ausgesprochen: „Sch. hat vollendet; der Kreis seines irdischen Daseyns, sein Tagewerk ist geschlossen . . ."; das ehrende Wort Wallensteins über Max Piccolomini wiederholt Wetzel für Schiller — eindringlicher könnte er seiner nicht gedenken:

„. . . . — sein Leben
liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet."

Jene Zurückhaltung in dem Lobe Schillers, von der wir sprachen, drückt sich in solchen Ansichten aus, daß Schiller auch die „Farben des Zeitalters" trägt, aber jene Farben, deren Wetzel ungern ansichtig wird: „. . . sein Baum hat mehr von dem herrschenden Nord-Ost der zeitigen

[1] Zu Anklängen an Motive und Gedanken von Schiller vgl. den zweiten Teil der Arbeit, besonders S. 61, 69. Einen sehr deutlichen Anklang an das Lied von der Glocke enthalten BMM: „Für Sterbliche mit Todesmächten / Ist kein Vertrag, kein Bund zu flechten . . ." S. 175, im Lied an die Erde, die Mutter Aller.

Philosophie gelitten". Diese Meinung wiederholt Wetzel trotz der hohen Achtung, die er vor Schiller besitzt. Er lobt den „Wallenstein", „der wenn auch nicht zu der Sonnenklarheit und der goldenen Vollendung des Tasso, der Iphigenia durchgearbeitet, doch unverkennbar das Siegel eines großen gläubigen Gemüths trägt".

Der Vergleich zwischen zwei Künstlern wie Goethe und Schiller, der die Vorliebe für Goethe erweist, ermöglicht zu gewahren, wie Wetzel (der Verehrung im ganzen ungeachtet) Vorbehalte im Werke Schillers macht. „In späteren Werken bequemte sich des Helden Arm zu den Ketten der herrschenden philosophischen Schule . . ."

Wir werden an anderer Stelle das Verhältnis Wetzels zu Kant berühren — ungeachtet dieses Aufschlusses muß hier bemerkt werden, daß die „Ketten der herrschenden philosophischen Schule" Kant schmiedete, zu dem Wetzel keine nähere Beziehung gewinnt. Eine Tatsache, die seine Ablehnung all dessen, was auf der Basis der Vernunft gegründet ist, erklärt. Durch solche standhaften Beurteilungen erhält man einen gültigen Einblick in das Wesen Wetzels, wenn auch weniger in die Art der Beurteilten (Kant, Schiller). Den „Wilhelm Tell" betrachtet Wetzel von dem Standpunkt eines Mannes, der bestrebt ist, nationale Gesinnung und echten Glauben zu wecken: „Ein Werk welches wirklich an einzelnen Stellen die Einfalt, den Muth und Glauben jener herrlichen Altväter der Streiter Gottes und der Freyheit, athmet." Mehr bühnentechnische denn allgemein künstlerische Bemerkungen brauchen für unsere Betrachtungsweise nicht erwähnt zu werden[1].

Der Lobredner von Goethe und Herder, dem er wie ein treuer Parteigänger, möchte man meinen, auch in der Fehde mit Kant durch Kritik und Ablehnung folgt, der romantische Geist, der das Athenäum rühmt und Tiecks „Franz Sternbalds Wanderungen" schätzt, der philosophisch interessierte Kopf, der Jakob Böhme beachtet und an Schelling glaubt — ein solcher Mann, der in seinem „Kleon" schon ein nationales Thema anschlägt, muß die deutsche Vergangenheit, vornehmlich das von den Romantikern geliebte Mittelalter, sowie die ältere deutsche, volkstümliche Dichtung betrachten und bewundern.

Die Kreuzzüge feiert Wetzel als zu dem gehörig, „was Großes und Herrliches auf Erden durch Glaubenskraft und Liebesmuth vollendet ward" (FR, 82)[2].

---

[1] Zu der Biographie Schillers gehört diese Angabe Wetzels: „Wie unwürdig man sich bey Schillers Begräbniß betragen hat, ist dir aus öffentlichen Blättern zur Genüge bekannt: man hat uns leider die nackte Wahrheit berichtet" (47). Wir entnehmen diesem Satz das menschliche Mitgefühl, das Wetzel dem toten Schiller entgegenbringt. Für die Klärung des sachlichen Inhalts verweisen wir auf das Werk von Max Hecker, Schillers Tod und Bestattung. Leipzig, Insel-Verlag 1935.

[2] „Die festen starken Thürme, die gewaltigen Mauern, oben mit einem Kranz von Bäumen belebt, die Zugbrücken, der Kampfplatz mit der Tribüne für die Kampfrichter und Damen, die gemahlten Fenster der ehrwürdigen gothischen Kirche: alles führt mit ergreifender Wahrheit vor die Seele jene starkherzige, gläubige, ehr-

Der Anblick einer künstlichen Ruine bewegt ihn zu einer Betrachtung über das Mittelalter. Wie Wackenroder, Tieck, Novalis und Fr. Schlegel ergreift ihn das starke Wesen des deutschen Mittelalters. Mit der einfühlsamen Aufmerksamkeit der Frühromantik wendet sich Wetzel der alten deutschen Dichtung zu. Er verherrlicht die „Geister der alten deutschen Romanze"; in Thüringen, so berichtet er, würden noch „die süßen einfältigen Weisen aus guter alter Väterzeit lebendig auf den Lippen des Volks" wohnen, „und in den Gesellschaften der Bauern wird noch manch kindlich herzlich Lied gehört, das eines weitern Kreises würdig wäre" (FR, 40). In der DA kommt er dann wieder in der lebendigen, markigen Art auf das Thema der nationalen Kunst zu reden. „Seid nur recht deutsch", das ist seine Mahnung an alle Nachahmer. Das Deutschsein erstreckt sich für ihn nicht allein auf den stofflichen Gehalt einer Dichtung, sondern auch auf die Form[1]. Seine Kriterien erfüllen die Volkslieder. Wetzel steht im Banne der Bestrebungen, die mit der Herausgabe von „Des Knaben Wunderhorn" weithin sichtbar und anregend werden[2]. Wenn Wetzel fragt: „Sind die Deutschen in Hinsicht ihrer poetischen Bildung im Fortschritt begriffen?", und wenn man sieht, mit welcher Zuversicht er die Frage beantwortet, so erhält man einen Begriff von seinem nationalen Stolz, von seinem Glauben und von seiner Bemühung um deutsches Wesen, um die deutsche Literatur. Seine Anstrengungen, auf den Sinn der Zeitgenossen, auf seine Leser zu wirken, sind nicht geringer als seine politischen Mahnungen dieser Zeit, die wir im zweiten Teil der Arbeit untersuchen. Dem Stolz auf die Vergangenheit[3]

und tugendliebende Zeit zurück, die man nur zu voreilig mit dem Namen des barbarischen Mittelalters schändet" (FR 107). Es ist ein idealisch verschöntes Bild, das Wetzel von der „schönen ritterlichen Vergangenheit" (FR 120) im Herzen trägt.

[1] Wetzel hielt sich selbst nicht streng an diese Lehre. Vgl. Trube a. a. O. S. 126.

[2] „Kehret endlich heim, lieben Landsleute, von euren Streifzügen ins Gebiet italienischer und spanischer Poesie. In euren Volksliedern da ist eure Heimath, da ruhet euer Schatz und heiliges Erbe! Denn ich sage euch, kein Volk neuerer Zeit hat die Heimlichkeit der Welt, die wunderbare Tiefe des Lebens so göttlich, groß und süß in Liedern aufgethan als die Deutschen. So stehet in einer neuen Sammlung alter Volkslieder (des Knaben Wunderhorn) eine Romanze (vom Ritter Stauffenberg und der Meerfeye) wofür ich wenigstens den Decamerone, Pastor fide und noch ein halb Dutzend jetzt gepriesener spanischer und italienischer Dichterwerke mit Freuden hingebe . . ." (DA, Nr. 48, Sandkörner.)

[3] „Daß es eine Zeit gegeben, wo die Poesie in Deutschland mehr einheimisch, lebendige Frucht auf dem Stamme des edelsten aller neuern Völker war, ist nicht zu leugnen. Ich rechne dahin vorerst jene für uns historisch dunkle, in sich aber unendlich helle Zeit, wo jene uralten, wunderbaren Romanzen, deren Echo in heutiger Zunge nur noch entzückt, aus der heiligen Tiefe des menschlichen Gemüths, wie von selbst, als freie Gewächse der ewigen Natur hervorgegangen. Von den wenigsten dieser heiligen Lieder weiß man ihre Verfasser . . .

Zu jener Zeit, wo Poesie in Deutschland noch frei und herrlich blühte, gehören aber auch die köstlichen Jahrhunderte der Minnesänger. Weniger tief und geheimnisreich, wie jene alten Geistertöne, flochten sie die schönsten Momente flüchtig vorübereilenden Lebens in einen ewig frischen Blumenkranz . . . (DA, Nr. 79). Wenn auch Wetzel die Tieckschen Minnelieder (1803) kennt, so muß man doch wieder auf seine selbständige Einschätzung hinweisen.

verbindet sich die Einsicht von dem Wert der Gegenwart, und aus ihnen erwächst die kühne und gläubige Prophezeiung von den Taten der Zukunft.

Wetzels Denken über Lebensanschauung, seine Verachtung des Mittelmäßigen, des an feste Zahlen und Regeln, an einen starren Plan Gebundenen, seine Verherrlichung der großen deutschen Dichter, der bedeutenden Geister der Weltliteratur überhaupt (Homer, Shakespeare, Goethe, Schiller) und seine Apotheose des deutschen Geistes, zu deren gesteigertem Glanz die Ergriffenheit über das traurige Ende des Reiches beiträgt: das alles wird ergänzt — wie wir nur mit großen Strichen anzudeuten brauchen — durch seine absprechenden Kritiken über einzelne (meist nicht durch künstlerische Berechtigung erfolgreiche) Dichter der Zeit.

Mit den Romantikern im Bunde verspottet und verachtet er „Berlinische Philosophie und Werneuchische Poesie". Daß der schlichte Pfarrherr Schmidt von Werneuchen, dem Goethe schon durch ein satirisches Gedicht zusetzte, solch eine Zurechtweisung nicht nur um seiner Poesie willen von Wetzel erhält, erwähnen wir noch an einer späteren Stelle. Die Genügsamkeit und das einfache Wesen des märkischen Poeten sind aber für unseren Dichter schon tadelnswert — ihm gilt die aurea mediocritas nichts[1], daher ist Wetzel in dieser literarischen Angelegenheit, in der er dasselbe tut wie die Tiecks und Schlegels, nicht mit einem romantischen Nachläufer zu verwechseln.

In dem von uns zu untersuchenden Zeitraum bekommen Kotzebue und Iffland, die auch meistens zusammen genannt werden, am häufigsten Wetzels scharfen Spott zu fühlen. Er bedauert, daß „sich das Publikum an Kotzebu's und Ifflands Machwerk gar nicht satt sehen" kann (FR, S. 15). In einem Aufsatz der DA überlegt er sogar, daß Schlegel durch seine Übersetzung Shakespeares „dem Unwesen der Kotzebues und Ifflands mehr Abbruch" tat, „als durch alle Schmähschriften"[2]. Tiedge[3], dessen „Urania" Wetzel parodiert, und Matthisson, den er in FR im Zusammenhang mit „einer schalen sentimentalen Matthissonode er-

[1] VI

Nun, ihr Kinder, laßt im Frischen
Uns spazierengehn, weit, weit!
Flink die Hosen an! Inzwischen
Mach' ich meinen Vers auf heut.
Mäßigkeit in Ernst und Spaße
Nicht zu trocken, nicht zu feucht!
O die goldne Mittelstraße
Wird uns Mittelmärkern leicht!

So heißt es in dem satirischen Gedicht des Phöbus.

[2] Vielleicht spielt Wetzel auf die Schlegelsche Satire an: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" (1801).

[3] Rhinoceros vom Verfasser desselben. Erste unverbesserliche Auflage. Nürnberg 1810, bey Adam Stein. Rhinoceros. Anhang zu Tiedge's Urania von Dr. F. G. Wetzel. Zweite Auflage. Nürnberg, in der Steinischen Buchhandlung 1818. Vgl. auch den Aufsatz in DA, Nr. 78 „Ob die Künste den Verfall der Staaten befördern?" Über die Parodie siehe Schultz, Nw, S. 260 und 287. Über Tiedge und Matthisson vgl. DA, Nr. 80: „Sind die Deutschen in Hinsicht ihrer poetischen Bildung im Fortschreiten begriffen?"

wähnt (69), gehören noch zu den Gescholtenen. Die mannigfachen Aussetzungen bei Z. Werner gehen meistens nicht so sehr auf den Inhalt der Dramen zurück – ausgenommen die Lutherstücke, die dem Lutherverehrer mißfallen – als auf die Wetzel unbefriedigende Art der Ausführung[1].

Da Kunstbesprechungen nicht minder als die Dichtungen selbst von dem Geist einer Zeit zeugen, so ist es folgerichtig, wenn Wetzel bei seiner Beschäftigung mit der Literatur die Art und das Wesen der Kritik zu prüfen nicht versäumt. Romantischen Anschauungen geneigt[2], eingedenk der einfühlsamen, kunstvollen Besprechungen Herders, Goethes, Tiecks und der Schlegels, verwirft Wetzel die Gepflogenheiten und die geistige Haltung der aufklärerischen Rezensenten und Kunstrichter, ihre begriffliche Methodik[3]. Verachtung gegen das zergliedernde Rezensententum liegt in dem Vergleich, daß Reuter, denen der gefangene Kleon „aufs Leben befohlen war", in ihrer Angst hinter dem Fliehenden herschossen „aber (wie die meisten Rezensenten) in's Blaue" (433). Mit einer namentlichen Erwähnung tritt Wetzel gegen die Leipziger Literatur-Zeitung auf: in Athen, spottet er, habe „der gemeinste Bürger über ein Drama ein gesünderes Urteil" gehabt, „als die Leipziger Litteraturzeitung in corpore . . ."[4] (FR, S. 57). Wie Wetzel in der DA dem modern-moralischen Prinzip, das durch Gellert und andere Männer vertreten wurde, entgegentritt, das haben wir schon an anderer Stelle erwähnt. Aus den Versen des Erdgeistes im „PGM" hört man Wetzels Einwände gegen die rücksichtslose Methode der Rezensenten in voller Eindeutigkeit[5].

[1] Siehe DA, Nr. 61, „Literatur". Das Kreuz an der Ostsee. Erster Band. Berlin 1806. FR, S. 53f.

[2] In der Malerei lobt Wetzel Guido Reni (FR, S. 92) und Corregio – eine heilige Nacht könne „nur ein Corregio" malen – (DA, Nr. 48, Literatur). Wetzel feiert Raffael in höchst begeisterten Tönen. Der Künstler wird von ihm „als der einzige Raffael von Urbino" verherrlicht. (Sieben Briefe des Mannes im Monde an mich. Heliopolis im Jahre 1808, S. 190.) Gemälde „aus der Niederländischen Schule" werden dagegen bei einem Besuch der Galerie in Cassel als „schön durch Wahrheit des umgebenden Lebens, schlecht bey jedem Versuch, ein höheres darzustellen" abgelehnt (FR, S. 92). Damit kehren Anschauungen von Wackenroder und des „Athenäum" wieder. Vgl. auch Oscar Walzel, Deutsche Romantik a. a. O. S. 89ff. „Romantische Malerei in Theorie und Praxis". Trotz des Sinnes für deutsche Vergangenheit und besonders für das Mittelalter gewinnt Wetzel zu dem altfränkischen Stil der Altstadt keine Beziehung. Er empfindet eine Bauart, die „das Auge beleidigt" (FR, S. 91). Somit bleibt er von klassizistischen Kunstlehren nicht unberührt. Antike Plastik beurteilt er mit den Augen Winckelmanns. Zeitgenössische Bildhauerei mißfällt ihm. (FR, S. 67f., 94; DA, Nr. 64, „Berichtigung einiger Urtheile über die Alten".) Eine preisende Erwähnung Winckelmanns s. FR, S. 48.

[3] Vgl. A.W. Schlegel a. a. O. Bd. 18, S. 31, 15–24.

[4] Vgl. Ebenda, S. 33, 25–33.

[5] „Ich weiß, Ihr liebt so das Entwickeln,
Das Spalten, Splittern und Zerstückeln;
Wenn ich mich nicht Etwas ernsthaft sträube,
Ihr zerlegtet mich wohl bei lebendigem Leibe;
Geisteswerke, die vertragen besser,
Wißt Ihr wohl, das anatomische Messer –
Da macht Euch über ein Gedicht,
Wenn Ihr das zerfetzt, das schreit doch nicht." (PGM, S. 65f.)

Mit der Kenntnis der Kunstanschauung Wetzels vermehrt sich auch das Verständnis für gewisse formale Eigenheiten seines Werkes, besonders im „Kleon", im „Magischen Spiegel" und in „Sieben Briefe des Mannes im Monde an mich", die man sonst leicht als reine Nachahmungen bezeichnen und übergehen könnte. Aber mit der Stilnachahmung verbindet der Dichter eine sorgsam durchgeführte Absicht.

Wie sehr der Kleon unter dem Einfluß der Technik Sternes und Jean Pauls steht, die gern feste Konturen der Darstellung auflöst, das ist bekannt[1]. Verfolgen wir das subjektivistische Walten des Autors im „Kleon", so vermögen wir Art und Größe der Abhängigkeit zu überblicken. Das Auftreten des Autors im Werke[2], das Spiel des Autors als lustige Person[3], seine Selbstbewitzlung[4], die Gespräche mit dem Leser[5], die Beantwortung von Einwänden des Lesers[6], die Gewohnheit, den Leser einen Blick in die Schreibstube tun zu lassen[7], mit ihm technische Fragen zu besprechen[8], ihm Kunstgriffe zu verraten[9], die Vorgabe, die Geschichte nach gelieferten Vorlagen und in anderen Teilen als Augenzeuge zu erzählen[10], die Angabe von verwandtschaftlichen Beziehungen des Dichters[11], die Übung, Anmerkungen zum Text zu bringen[12], schließlich die Beachtung humoristischer Sinnlichkeit[13] — solche und ähnliche Züge

---

[1] Vgl. die Ausführungen von Franz Schultz, Nw, S. 247ff.

[2] „Und hier kann ich's nicht mehr bei mir behalten – was scharfsichtige Leser längst schon errathen haben müssen – daß nämlich der Maler Damm Eine Person ist mit dem Biographen" (227). Siehe auch S. 196f.

[3] Siehe S. 407.

[4] Siehe S. 418, 520.

[5] „Der Leser wird sich vielleicht wundern, warum unser Held deinen verschwundenen Gefährten so eifrig verfolgt . . ." (137). Siehe auch S. 38, 79, 89, 90, 233, 294f., 326, 335ff., 362ff., 430.

[6] „. . ., das entschuldigt ihn doch nicht ganz!' hör ich hier eine weibliche Stimme. – Aber, liebe Leserin, machen Sie nur wie mein Held, einmal eine Tagereise . . ." (480). Ferner S. 216ff.

[7] „. . . so nahm ich mir heut vor, die schon vollendeten Bogen durchzufliegen, jedoch ohne kritischen Blick, blos um zu sehen, wer von den Personen des Romans noch lebe! . ." (438). Siehe auch S. 479.

[8] Eindeutige Beispiele siehe S. 79 und 442ff.

[9] „Die meisten . . . verzeihen dem Schriftsteller gern einen Seitensprung von der faugefahrenen Straße der Regel; ja sie würden gähnen und endlich gar einschlafen, wenn man sie nicht durch dergleichen Kunstgriffe im Feuer und bei guter Laune zu erhalten wüßte!" (79) Siehe auch S. 104.

[10] „Es war . . . Fernando . . . über dessen Tod – was mich in der That bei der bekannten Pünktlichkeit der türkischen Polizei befremdet – der Leichenschein immer noch ausbleibt" (104). Siehe S. 104, 75, 315, 370, 439.

[11] S. 195.

[12] S. 134, 264, 296.

[13] „Da sie endlich nach Deutschland zogen, fiels dem Maler ein, seine Familie zu besuchen unter dem 51. Grade N. Breite. In des Teufels Löchern bei Jena sitz' ich am Nicasiustage a. c. Nachmittags drei Viertel auf Vier. Dort sehen wir uns wieder! – sagte der Maler und rannte davon" (421). Siehe auch S. 27, 315, 392; über humoristische Sinnlichkeit vgl. Jean Paul, Vorschule der Aesthetik, § 35; sämtliche Werke, Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1935, erste Abteilung, 11. Band, S. 125.

nur nach ihrer literarischen Zugehörigkeit befragen zu wollen, ließe ein Wesentliches außer acht. Zu fragen bleibt indes: Zeigt Wetzel mit der Anwendung solcher Züge nur eine Abhängigkeit von Sterne und Jean Paul, an der übrigens nicht gezweifelt werden kann, gibt Schultz doch sogar zu bedenken, „wie der Schriftsteller Wetzel an den Ketten Jean Pauls getragen hat“ ? (Nw, S. 251). Die formale Lockerung, ja Zersetzung des Romans durch die verschiedenen angeführten Kunstmittel soll nichts anderes ergeben als eine Verneinung der Ernsthaftigkeit, ein Zurückdrängen des gesunden Menschenverstandes und — um auf das Formale zu schauen — ein Abrücken von der Gliederung und von dem ohne Strudel, immer überblickbar und wohlgeordnet, dahinziehenden Fluß eines aufklärerischen Romans. Die vielen Zwischenreden des Autors erfüllen aber nicht nur diesen Zweck, die Auflockerung des Werkes zu schaffen, den Regeln der Kunstrichter ein Schnippchen zu schlagen, wie es uns einmal gestattet sei zu sagen: Wetzel benutzt die Form der Zwischenrede als Möglichkeit (wie wir bisher schon bemerken konnten), um seine Überzeugungen in ernsthafter, ironischer oder satirischer Weise vorzutragen (gegen ängstliche Angaben in Fragen der Zeit und der Pünktlichkeit, gegen zergliedernde Kritik, gegen Gelehrsamkeit und pedantische Methodik richtet er vorzugsweise bei vielen Gelegenheiten seinen Unwillen). Wir sehen, daß er mit der Form und dem Inhalt der Zwischenreden rationalen Anschauungen widerspricht[1]. Seine Technik, die ein Mittel ist, darf also nicht als Auswirkung etwa einer letzten menschlichen Reife, als mildes Überschauen aller Dinge, als lebensmäßig entstandener Humor bewertet werden. Dazu fehlt dem jungen Wetzel noch die Ausgeglichenheit, und seine Schärfe kann ihn auch nur — an dieser Stelle tun wir den zu verantwortenden Schritt — zu dem Humor der Nachtwachen des Bonaventura führen[2].

Auch die Gesamtanlage des „Kleon“ drückt den Protest gegen rational durchgeführte Gliederung aus. Bis zum vierten Kapitel erzählt Wetzel ein in der Gegenwart fortlaufendes Geschehen, dann unterbricht er an dieser Stelle den Faden der Erzählung und macht den Leser bis zum fünfundzwanzigsten Kapitel (S. 308) mit den früheren Ereignissen und ihren Gestalten bekannt[3]. Mit einer Zwischenrede nimmt er den zuerst begonnenen Faden (auf Seite 314) wieder auf, es heißt: „So! Wie war der Schluß? ‚Jubeln Sie‘ Gut. Ich nehme also den Faden da wieder auf, wo ich ihn an dem Hinter ‚Sie‘ fallen ließ —“ (314). In Wirklichkeit stimmt auch diese so präzis vorgetragene Anweisung nicht

[1] Siehe PGM, S. 64f.

[2] Über den Humor, der in den Nw zum Ausdruck kommt, vgl. Franz Schultz, Nw, S. 139; Eduard Berend, Der Typus des Humoristen, in „Die Ernte“. Halle 1926, S. 112, sowie E. Rehm, Satirischer Roman, Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, herausgegeben von Paul Merker und Wolfgang Stammler, Berlin, III. Bd., S. 149 (1928/29) und Franz Koch, a. a. O. S. 159.

[3] „Und jetzt hätten wir unsern Helden glücklich auf dem Punkte, wo der Leser seine Bekanntschaft macht auf der ersten Seite des Werks . . . (308).

wörtlich, denn an dem angegebenen Ort steht nur: „. . . . und unter allgemeinem Jubel stach das Schiff in See . . .“[1].

Man kann also leicht ermessen, wie weit Wetzel seinen Spott mit dem regelgerechten Erzählen treibt.

Über die Einwirkung Jakob Böhmes auf den „Magischen Spiegel“ hat Schultz geurteilt: „. . . ich kenne keine gelungenere Anlehnung an die Prophetenart Jakob Böhmes als Wetzels ‚Magischen Spiegel‘, . . . (Nw, S. 260), wenn schon nicht abgestritten werden kann, daß Wetzels ‚Fähigkeit und Neigung in fremde Hüllen zu schlüpfen‘ (Nw, S. 260) ihn zu der Anlehnung geführt hat, so darf doch auch beim ‚Magischen Spiegel‘ nicht übergangen werden, daß für eine Prophetie der Ton Böhmes sehr eindrucksvoll ist und daß bei der Beantwortung der schicksalhaften deutschen Fragen nur eine tiefe und echte Frömmigkeit den Mut nicht verlieren kann. Diese Gläubigkeit schwingt mit in dem Gewoge des archaisierenden Stils, der Elemente der Bibelsprache und der Luthersprache enthält[2]; daß dieser bibelgläubige Patriotismus nichts mit

---

[1] Die Bewußtheit, mit der Wetzel Überraschungen und Unregelmäßigkeiten im Text anbringt, belegt hinlänglich eine Zwischenrede, in der er auf solche Fragen des Erzählens zu sprechen kommt. „Es ist eine verdammte Gewohnheit von Homer und Konsorten, beim Anfang eines epischen, historischen oder andern Werks gleich mitten in die Geschichte einzugreifen und das Vorhergehende gleichsam nur als Episode nachzubringen . . .“ (42). Wer unter die „Konsorten“ zu zählen ist, macht ein Vergleich ersichtlich. Bei Jean Paul heißt es im „Hesperus“ (2. Hundsposttag): „Beim Thor des ersten Kapitels fragen die Leser die Einpassierenden: ‚wie heißen Sie? – Ihren Charakter? – Ihre Geschäfte?‘“ – (S. 39). Im „Kleon“ heißt es: „Ich erwarte schon, daß mehrere meiner Leser, gleich auf der ersten Seite ihr Wer? und woher? entgegenrufen würden . . .“ (81). Eine weitere Ähnlichkeit finden wir in zwei anderen Stellen: „Beim Himmel! Die Leute setzen und springen ja in mein Werk wie in eine Passagierstube hinein, und kein Teufel und kein Leser weiß, wer ihre Hund’ und Katzen sind . . .“ (Hesperus, S. 123.) Jean Pauls Sämtliche Werke, historisch-kritische Ausgabe. Erste Abteilung. Dritter Band: Hesperus 1. und 2. Heftlein; herausgegeben von Hans Bach und Eduard Berend. Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1929. Bei Wetzel heißt es: „Der Held fällt da, wie aus den Wolken herab, fängt an, gleich auf der ersten Seite zu rumoren und handthieren; zeigt keinen Stammbaum, keinen Paß, keine Inskription vor, . . . und der Leser weiß in seiner Verlegenheit nicht, ob er den Mondsbürger per Sie oder Du traktieren, ob er den Hut in seiner Gegenwart abziehen oder aufbehalten soll . . .“ (75).

[2] „Geschlechte gehen auf und fallen ab, wie Blumen des Feldes, Jahrtausende eilen vorüber, wie Wolken im Winde: sie aber bleiben, wie sie sind; wer mag ihr Leben nach Menschenlängen messen? Und ob sie stürben, möchte sie Niemand bestatten, denn allein die Hand Gottes des Allmächtigen, und kein Grab fassete sie denn der Schooß ewiger Liebe, von wannen sie gekommen“ (9). „Und ob er sein Antlitz verbirget vor der Creatur, entzeucht ers ihr doch nicht gänzlich. Denn wo ein Gemüth nach ihm verlanget erleuchtet er sein Angesicht über ihm und giebt ihm seinen Frieden . . .“ (12). Siehe auch „. . . . sein ist die Macht und die Herrlichkeit“ (17). Außer der Sprache und der Prophetenart erinnert im „Magischen Spiegel“ noch die Betonung der Dreiheit in allen endlichen und unendlichen Dingen besonders an den philosophischen Schuster, an seine „Drei Prinzipien“, die auch für den romantischen Maler Runge Bedeutungen gewannen. Dafür nur zwei Beispiele: „Achte daher, wie die ewige Drey sich offenbaret in Allem. Erstlich der Allvollkommene, der ist Einer; weiter die Erstgebohrnen seiner Macht, die Gewaltigen

einer aufklärerischen Indifferenz zu tun hat, versteht sich schon von selbst: daß Wetzel also auch einen dunklen rätselhaften Stil wählt, ist für ihn eine innere Notwendigkeit.

Über die Form der „Briefe des Mannes im Mond an mich" ist zu wiederholen, daß Wetzel dem Inhalt — er trägt auf seine Weise naturphilosophische Gedanken vor — ein entsprechendes Gewand geben will, so lehnt er sich dann wieder an den Stil Jakob Böhmes an[1]. Zweifellos ist von einem kritisch-wertenden Standpunkt aus einzuwerfen, daß seine Leistung mehr gelten würde, wenn er die Form ringend geschaffen hätte: aber dies auszusprechen ist nicht unsere Sache. Wir wiederholen, daß er mit der formalen Gestaltung des „Kleon"[2] und der anderen Schriften Protest gegen rein vernunftmäßiges Menschen- und Dichtertum erhebt.

Das umfassende Loblied Wetzels auf den deutschen Geist und seine Zukunft verriet uns schon, welches Gelehrtentum und welche Auffassung der Wissenschaft seinen Überzeugungen widerspricht. Er tut Kant wie einen Gegner ab, dem durch planmäßige Satire und Polemik der Kredit entzogen werden soll[3]. Ohne Zögern ergreift er bei der Auseinandersetzung zwischen Herder und Kant Herders Partei[4]. Wenn Wetzel Herder in Schutz nimmt und überdies verherrlicht, so kommen die Gründe und Empfindungen unseres Dichters zur Sprache, die ihn gegen Kant abschließen: Wetzel legt sich Kants Gedankenwerk eigenmächtig nicht als Begrenzung der Vernunft, sondern als ihre Verherrlichung aus; demnach zieht er gegen den Philosophen mit den Waffen, die er gegen jeglichen Rationalismus bereit hält, zu Felde. Selbst die Achtung vor dem Athenäum, das sich gegen Herder entschied, hindert nicht, daß er die Zeitschrift tadelt[5].

---

seines Thrones, die Gestirne; letzlich das Volk ohne Maaß und Zahl . . ." (12). „Und damit du weiter erkennest, wie jener heilige Dreyzahl der Bund des Vollkommenen und des Unvollkommenen, gestiftet durch Mittleramt des Gestirns, das Grundgesetz sey und die ewige Richtschnur in aller Schöpfung Gottes: so erwäge im Geist, wie die Sonne . . ." (12).

[1] Vgl. den Aufsatz von Eduard Berend im „Euphorion" XIX. Band, Jahrgang 1912, S. 798.

[2] Um den seelischen Gehalt der Dichtung auszudrücken, bedient sich der Dichter gelegentlich der Einlage von Versen. So bei harmonischem, geselligem Zusammensein, vor dem Auszuge der Mainotten in die Schlacht, bei Siegesfeiern und bei Gedenkfeiern. Vgl. S. 283, 326, 165, 459.

[3] Im „Kleon" findet sich schon die bissige Bemerkung: „Ich habe nämlich die ärgerliche Gewohnheit, überall meinem Helden mit der Uhr und dem Kalender nachzulaufen, die Stunde und wo möglich auch die Minute anzumerken . . . Kurz, bei mir gehört die Zeit recht augenscheinlich unter die Kategorien der reinen Vernunft . . ." (294f.).

[4] Herders Gedanken enthielt seine „Metakritik". Wie das „Athenäum" sich zu diesem Werk verhielt, ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Über die gänzlich unfreundliche Ablehnung siehe Richard Benz, Die deutsche Romantik. Geschichte einer Bewegung. Leipzig 1937, S. 128ff.

[5] Mit Begeisterung rechtfertigt Wetzel in FR Herder, der 1803 gestorben war: „Manche unheilige Zunge hat ihn gelästert, selbst in dem sonst so köstlichen Athenäum hat ein Mistkäfer gegen ihn gebrummt, weil er dem Kantischen Unwesen,

Der Philosophie Fichtes stimmt Wetzel nicht bei: das Systematische seines Denkens, die Tätigkeit der Vernunft, die Erhöhung des Ich befriedigt Wetzels Religiosität, genauer gesagt, seine christlichen Grundsätze und seinen Hang nach Einheit nicht[1].

Der schon mehrfach herangezogene Nachruf auf Herder in FR macht auch mit Wetzels Stellung zur herrschenden zeitgenössischen Theologie bekannt, nachdem diese Frage im „Kleon" noch nicht unmittelbar berührt wurde. Jede rationalistisch gefärbte Theologie zieht Wetzels Tadel und auch seinen Zorn auf sich. Herder ist ihm der rechte Glaubensstreiter, den zu loben er nicht müde wird. „Andere wissen aus seinen theologischen Grundsätzen nicht klug zu werden, die meisten glauben, so gläubig er auch schiene, sey er doch heimlich der weltberühmten Aufklärung zugethan, und wollte es nur mit den Orthodoxen nicht verderben. — Elendes Vorurtheil von einem Mann, der ein geborener König und größer war, als das ganze Jahrhundert! —" (60). Bei der Gelegenheit, Herders Bedeutung zu rühmen, läßt es Wetzel sich nicht entgehen, über die Nivellierungstendenzen und das Toleranzprinzip der Aufklärung seinen Unwillen zu äußern. „Das schale Volk möchte gern alles zu sich herabziehn und die kräftigsten Menschen zu Genossen ihrer niederträchtigen Toleranz und feigen schurkischen Achselträgerey machen. Sie freylich wagen sich nicht, ihre Überzeugung grade und frank heraus zu sagen, sie müssen alles erst beschränken und modificiren und moderiren; man muß sich wundern, wie sie sich getrauen zu existiren" (60f.).

---

dem hohlen, schlechten Unglauben, der daraus entspringt, und entspringen muß, dem aufgeblasenen, kalten Nichts geistloses Pflicht- und Tugendgeschwätzes, dem selbstvergötternden Molochs- und Baals-Dienst des lahmen Criticismus mit heiliger Kraft und deutschem Muthe die Spitze bot . . . Der Erfolg hat ihn gerechtfertigt; das Kartenhaus des klügelnden, phantasielosen Verstandes hat längst der Sturm einer besseren Philosophie in sein Nichts geblasen . . . Daß er Kanten schätzte und ehrte, sagt er selbst, und wir alle ehren ihn, ob man sich gleich nicht verbergen kann, daß der Jammer der Zeit, an allem Geist und Glauben erstorben, ihn auf einen Punkt getrieben, wo in seinem Systeme die Nacktheit und heilloß Blöße des Jahrhunderts recht handgreiflich und auf der höchsten Spitze erschien . . ." (58ff.). Als Wetzel in dem Aufsatz „Berichtigung einiger Urtheile über die Alten" die griechische Philosophie mit der seiner Zeit vergleicht, meint er, daß seine Zeit keinen Genius habe, der Platon oder Herodot gleichkäme. Die Krone der Naturphilosophie, auf die er anspielt, sei aber seiner Zeit und der Zukunft vorbehalten gewesen. Von Kant ist keine Rede (DA, Nr. 63). In welchem Ton Wetzel in „PGM" mit der Kantischen Philosophie verfährt, ist nach den oben angeführten Auslassungen leicht vorzustellen. Vgl. PGM, S. 17, 19f.; zu dem Verhältnis von Wetzel und Kant siehe auch Schultz, Nw, S. 293.

[1] Ein Beweis läßt sich nicht führen, daß im „Kleon" eine Zwischenrede des Autors (S. 133f.) und eine Episode (S. 198ff.) auf Fichte zielen. Man gewinnt aber doch den Eindruck bei der Gestalt des Weltschöpfers, einem harmlosen Wahnsinnigen, der jeden Morgen sich die Mühe macht, die Sonne und die Erde neu zu schaffen. Ebenso verhält es sich mit der Zwischenrede, die „ein kleines Ich" fordert. Bei den sonstigen Zeugnissen gegen Fichte – siehe Schultz, Nw, S. 293 – ist es möglich, daß wir richtig vermuten. – Die Besprechung von Fichtes Werk „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", Berlin 1806, in den DA (Nr. 83) ist zustimmend gehalten.

Wenn Wetzel nun weiterhin zu erklären versucht, warum Herder die aufgeklärte Theologie verwerfen mußte, so spricht er gleichzeitig in eigener Sache: „Nein, Herder war, wie jeder gute, von Gott und Vernunft nicht ganz verlassene Mensch, ein erklärter, geschworener Feind des faden, dummen, kahlen Dinges, was jetzt Theologie heißt, wie konnte er, getauft mit dem Geist Orients[1], gepflegt an Ganges, an Indus heiligen Palmenufern, gesäugt mit der Muttermilch der höchsten und wunderbarsten Poesie unter den rätselhaften Trümmern der alten Persepolis, wie konnte er ein solch seichtes, zwischen vier kahlen Wänden ausgehecktes, Herz-, Glaubens- und Liebe-leeres, so ganz unheilbar bornirtes Geschwätz gut heißen und unterstützen? —" (60f.)[2].

Wetzels grundsätzliche Absage an den Rationalismus seiner Zeit erfahren wir durch seine Ansichten über die Naturwissenschaften: er gibt sich als streitbarer und treuer Anhänger der Naturphilosophie, wie sie durch Schelling und Steffens gelehrt wurde, zu erkennen. Was eine Natur wie Wetzel an dieser Lehre anzieht, ist — nach dem bisher Gesagten — unschwer einzusehen.

Die Gedanken, die Schelling, der bedeutendste Naturphilosoph seiner Zeit, in den „Ideen zu einer Philosophie der Natur" und in dem „Ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" vorträgt, erhalten zu einem gewissen Teil sachliche Stützung durch die naturwissenschaftlichen Ergebnisse der Zeit, aber ihre Wirkung verdanken sie bis heute nicht den naturwissenschaftlichen Werten — wiewohl Schelling mit kühner Kombination Brücken schlug, die später die Belastungsproben der Fachwissenschaft ertrugen —, sondern den weltanschaulichen Elementen, dem organischen, dynamischen Weltbild. Seine einheitliche Naturbetrachtung mußte die Zeit, die schon länger danach strebte, „den Proteus des Lebens in der Identität zu erfassen, die allen seinen wechselnden Gattungen zugrundeliegt"[3], stark berühren. Den Geistern, die, unbefriedigt von der mechanistischen Naturanschauung[4], zu verheißungsvolleren Ufern drängten, mußte der neue, große Lebenszusammenhang, das Aufzeigen einer gemeinsamen, verbindenden Kraft wie eine Offenbarung wirken. Die erstarrte Natur lernte man nun verlebendigt, von einer Weltseele durchdrungen, auf dem Wege, Ich werden zu wollen, um einen

[1] Über die Beschäftigung Wetzels mit morgenländischen Mythen siehe Trube a. a. O. S. 133f.

[2] Vgl. auch S. 62. Daß im PGM die moderne Theologie kritisiert und abgelehnt wird, ist bei der kämpferischen Haltung dieses Werkes zu erwarten.

„Ja auch die Theologie
Wandt ich an die edle Ökonomie;
Was nicht praktisch, was nicht taugt für's Haus
Das merz' ich aus der Bibel aus,
Erkläre die Wunder recht wunderbar
Aus Physik und Psychologie aufs Haar."

(S. 24; siehe auch S. 46.) Siehe auch Schlegel a. a. O. Bd. 18, S. 74ff.

[3] Wilhelm Windelband, „Die Blütezeit der deutschen Philosophie", fünfte Auflage, Leipzig 1911, Bd. II, S. 249. [4] Richard Benz a. a. O. S. 387.

inneren Zweck zu erfüllen, kennen. Natur und Mensch konnten miteinander verglichen werden — eine Urkraft regiert alle Organisationen, aber diese Urkraft birgt in sich wieder Gegensatz und Widerstreit der Kräfte, „der Antagonismus entgegengesetzter Kräfte ist also das eigentliche Wesen der Natur, worauf ihr Leben ruht“[1]. Ziel aller Bewegung ist Individuation; von den niedrigsten führt der Weg hinauf zu den höchsten Stufen, die das Bewußtsein erlangt haben.

Solche Erkenntnisse waren nicht Sache einer empirisch voranschreitenden Forschung, die auf ihre dem Tatsächlichen unterworfenen Kriterien nicht verzichten kann (und auch nicht darauf verzichten darf), sondern des Gefühls, der Anschauung, der Ahnung, der Phantasie; Eigenschaften, die vornehmlich Künstlern zugehören, also Dichtern, Malern, Musikern und spekulativen Philosophen. Mit welchen verwandten Gedankengängen Goethes die naturphilosophischen Anschauungen zusammentreffen, das ist bekannt[2] und ist auch von Schelling und Steffens erkannt worden[3].

Seinen Sinn für organisch wirkende Kräfte, wie sie ihn Herder, Schleiermacher mit den Gedanken über das Universum, Schelling und Steffens erfassen lehrte, belegt Wetzel schon mit dem Gedicht der „Strophen“: Lied[4]. Wetzel, der schließlich mit seinem Freunde Schubert den Weg zur Naturphilosophie findet, braucht nach seiner Beschäftigung mit den Ideen von John Brown[5] keinen großen Schritt mehr zu tun, um dorthin zu gelangen. Eine freundliche Auslassung über Haller im „Kleon“ bestätigt die Richtung, die sein Geist einschlägt[6].

[1] Wilhelm Windelband a. a. O. S. 254.

[2] Walzel a. a. O. Bd. I, S. 16; Benz a. a. O. S. 387.

[3] Schelling, Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. Oder über den Begriff der spekulativen Physik und die innere Organisation eines Systems dieser Wissenschaft (1799). Schelling, Werke. Auswahl in drei Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Otto Weiß, Leipzig (1912) S. 755; hier ist zwar, ohne daß der Name genannt wird, von dem Dichter die Rede, dem es „allein unter allen späteren Dichtern der neuern Zeit“ gegeben war, „zuerst wieder zu den Urquellen der Poesie zurückzugehen und einen neuen Strom zu öffnen, dessen belebende Kraft das ganze Zeitalter erfrischt hat und die ewige Jugend in der Wissenschaft und Kunst nicht wird sterben lassen“. Hendrik Steffens widmet nicht nur seine „Beyträge zur inneren Naturgeschichte der Erde“, Freyberg 1801, „An den Herrn Geheimderath v. Göthe“, sondern er erwähnt auch, allerdings nicht mit Namen, Goethe im Zusammenhang mit der wichtigen Erfindung „der dynamischen Linie“, die in der Naturwissenschaft Epoche machen wird“. Bedenkt man, wem er seine Arbeit „dedizierte“, so ist unsere Folgerung sehr naheliegend. „In der That halte ich diese durch einen großen Dichter erst geahndete, nachher durch Schelling für die Naturwissenschaft gewonnene Idee, für eine der wichtigsten Entdeckungen des Zeitalters . . .“ (Steffens a. a. O. S. 212.)

[4] Strophen a. a. O. S. 60ff.

[5] Über die Bekanntschaft mit dem berühmten und wohlberüchtigten Brownischen System vgl. G. H. Schubert, Selbstbiographie, Bd. I, Erlangen 1854, S. 309f.; Wetzel erwähnt im „Kleon“ Brown lobend (S. 230, 426). Er schrieb auch „Briefe über Browns System der Heilkunde“, Leipzig bei C. G. Weigel 1806.

[6] S. 474f.; vgl. auch „Briefe über Browns System der Heilkunde“, S. 38; über Hallers Verdienste um eine vitalistisch-organische Naturanschauung siehe Walzel a. a. O. Bd. I, S. 47.

Wie Gedanken der Naturphilosophie im „Kleon" schon einbezogen sind, darüber haben wir gesprochen. Die enge Verbindung Wetzels mit Anschauungen der Naturphilosophie, einem Geiste also, der dem verstandesmäßigen Wesen der Zeit entgegentrat, wie man es auch in den Bemühungen des patriotischen Berliner Kreises der christlichen Tischgesellschaft[1] erfahren kann, die der Heranziehung eines Naturphilosophen an die Universität galten: diese enge Verbindung erhellt eine Betrachtung der naturphilosophischen Lehre, wie sie sich bei Wetzel findet.

Da wir schon einmal, im „Kleon", eine Beziehung Wetzels gerade zu Steffens gewahrten, so haben wir dessen „Beyträge" mehr als die Werke Schellings in unseren vergleichenden Anmerkungen herangezogen, um auf eine merkliche Abhängigkeit oder Übereinstimmung hinzuweisen. Die Anlehnung an Steffens in den „Briefen des Mannes im Monde an mich" bedingt es, daß wir dieses Werk häufiger als die anderen Schriften für naturphilosophische Gedanken und Spekulationen verwenden. Eine andere Anordnung würde indessen das Gesamtergebnis nicht verändern.

Wenn Schelling von einem Prinzip ausgeht, das „die Kontinuität der anorganischen und der organischen Welt unterhält und die ganze Natur zu einem allgemeinen Organismus verknüpft",[2] demgemäß er nun als erklärter Gegner jeglicher mechanischer Naturbetrachtung seine Lehren vorträgt und es für sich in Anspruch nimmt, nach den Naturwissenschaften das letzte Wort auszusprechen[3], so sind bei Wetzel die entsprechenden Anschauungen zu finden. Für ihn gilt, wie er immer wieder versichert, die Einheit der Natur. „Wisse demnach: es ist Eine Kraft, Ein Geist, der im Erdenschoß den Crystall, und am Himmel die Sonnen bildet, der den Polypen schafft, der Pflanze Keim entwickelt, und des gottähnlichen Menschen. Alles besondere einzelne Leben strömt aus Einem Urquell, kehrt in Einen Born zurück" (BMM, S. 103)[4]. Dieselben Gedanken kehren oft in ähnlicher Formulierung wieder, wie um sie dem

[1] Über die Verbindung Wetzels zu der patriotischen Tischgesellschaft siehe den aufschlußreichen Aufsatz von Reinhold Steig: „Friedrich Gottlob Wetzel als Beiträger zu Heinrich von Kleists ‚Berliner Abendblättern'." Herrigs Archiv LXV, Bd. CXXVII, S. 25–30. Auf diese Beziehung verweisen wir eingehender im zweiten Teil der Arbeit. Über die Naturphilosophie als politischer Faktor in Berlin, 1810, siehe „Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe" von Reinhold Steig, Berlin und Stuttgart 1901, S. 306ff., und Benz a. a. O. S. 387.

[2] Von der Weltseele, eine Hypothese der höheren Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus, 1798 a. a. O. Bd. I, S. 665.

[3] Für die vielen Hinweise in Schellings Schriften, daß die empirische Wissenschaft bei der Beantwortung einer letzten Frage ihre Unzulänglichkeit erweist, mag eine knappe Auswahl sprechen: „Es ist wahr, daß uns Chemie die Elemente, Physik die Silben, Mathematik die Natur lesen lehrt; aber man darf nicht vergessen, daß es der Philosophie zusteht das Gelesene auszulegen." Ideen zu einer Philosophie der Natur als Einleitung in das Studium dieser Wissenschaft. 1797. Aus der Vorrede zur ersten Auflage a. a. O. Bd. I, S. 102. Vgl. besonders ebenda S. 144f.

[4] Vgl. dazu Steffens, Beyträge S. 90.

Leser ganz vertraut zu machen. „Eine ewige, allmächtige, unbegreifliche Willkühr reget und weget alles, fällt im Stein dem Centrum der Erde, in der Blume sehnsüchtig dem Himmel zu, fleugt im Adler und brüllt im Loewen, und richtet sich im gottgleichen Menschen auf zur Sonnen . . .“ (BMM, S. 141f.).

Die Überzeugung von der Einheit[1] und der Lebendigkeit alles Organischen und Unorganischen[2] läßt Wetzel gegen die Vertreter einer strengen Naturwissenschaft eifern: sowohl gegen die Methodik und den Gebrauch wissenschaftlicher Hilfsgeräte wie auch gegen die Ergebnisse dieser exakten Wissenschaft in einzelnen Fragen.

Wetzel, der den „Proteus“ des Lebens, „den wunderbaren ewig regen Geist“, verfolgt, „der jetzt als Wasser dahinfließt, jetzt als Feuer brennt, heut als Baum in die Wolken schießt, morgen als Leu im tiefen Forste brüllt“ — dem muß das Jahrhundert verhaßt sein, das zustande bringt, „das Leben am dürren verfluchten Holz des Mechanismus zu kreuzigen und zu tödten . . .“ (BMM, S. 72). Wissenschaftliche Erhellung gilt ihm wenig. Er hofft nicht, „die Natur bey ihrem Schöpfungswerk zu überraschen“, den geheimnisvollen „Augenblick, wo das Lebendige aus der Nacht tritt“ (BMM, 125), sieht er dem menschlichen Blick versperrt. So verspottet er jene, die ihre „stärksten Vergrößerungsgläser“ zu Hilfe nehmen, denn sobald „du sehen kannst, ist das Wunder vorbey; das Gewordene magst du sehen, nicht das Werden, den Leib, den der Geist schafft, nicht den Geist selber . . .“ (BMM, 124). Wenn er die exakten Forscher nicht unwillig widerlegt, so macht er sich über sie lustig[3]. Anschauung ist ihm alles — forschendes Eindringen nichts. So ist es nicht verwunderlich, daß in „BMM“ die Frage getan wird: „Aber, Lieber, ist denn wissenschaftliche Darstellung das Höchste ?“ (85)[4]. Seine Mahnung,

[1] Siehe besonders BMM, S. 165.

[2] „Weyland war der Mensch an der Brust im Herzen der Natur, Eins mit ihr . . . er fühlte sich nahe dem unbegreiflichen Göttlichen . . ., weil ers noch in sich trug und hegte, das Geisterreich der Natur lag aufgethan vor ihm, denn er war Geist. Eine todte Natur hatte man damals noch nicht, weil es keinen Tod gab, und der Mensch in Feld, Baum, Strom, Thier und Gestirn noch die eigenthümliche Seele dieser Dinge sah, und sich in allen fühlte . . .“ BMM, S. 120. Vgl. auch das Lied „an die Erde, die Mutter Aller“ (BMM, S. 175). Auf der Lehre Schellings, daß Natur werdende Intelligenz und bewußtlose Vernunft ist, welche Ich werden will, fußt auch Wetzels Darlegung. „Ihr glaubt gewöhnlich, was ihr organisch nennt, habe sich erst aus dem sogenannten Anorganischen gebildet, und dieses sey der Zeit nach früher da gewesen, als jenes. Aus solchem Geist kann freylich nichts Lebendiges hervorgehen. Nein, die Erde war ursprünglich nicht anorganisch, sie ist Mineral, Pflanze, Thier, Mensch von Ewigkeit . . . Das Erdreich ist ein schlafender Riese, ein träumender Geist, kein verwesender Leichnam.“ (BMM, S. 127.) Vgl. BMM, S. 132.

[3] Vgl. BMM, S. 120f.; siehe darüber Schultz, Nw, S. 282.

[4] Der kämpferische Ton bei Wetzel wird besonders deutlich, wenn man eine Ausführung des rücksichtsvollen Steffens vergleicht: „Was die Natur auf meine Fragen antwortete, das wage ich Ihnen zu weihen. Der Naturforscher kann mich vielleicht hier und da widerlegen, der sorgfältige Beobachter vieles berichtigen. Ein jeder wird seine Einwendung hervorbringen und mancher wird Recht haben.“ (Beyträge, Aus der Widmung an Goethe.)

bei den Naturwissenschaften an die Grenzen der Erkenntnis zu denken, wird häufig eindringlich vorgebracht[1].

Zu fachlichen Einzelfragen, die damals von der Fachwelt besprochen wurden, äußert sich Wetzel vielfach. Es ist selbstverständlich nicht das Ergebnis seiner eigenen Forschung, das er mitteilt, denn er selbst forscht nicht, sondern macht nur einen weiteren Leserkreis mit den Folgerungen schöpferischer Geister bekannt. Solche wissenschaftlichen Anmerkungen stimmen alle in der Einheit der Grundanschauung überein. Wetzel widmet der „Organik" seine Feder[2]. Mit Schelling teilt Wetzel die Ablehnung einer Spaltung der Einheit von Leib und Seele und damit den Standpunkt der empirischen Psychologie[3]. In dieser Auffassung — wie in manch anderer — bestärkt ihn sein Freund G. H. Schubert[4].

[1] In der Beweisführung über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis stimmen Steffens und Wetzel weitgehend überein. Wir legen großen Wert darauf, zu zeigen, wie sehr Wetzel in die Gedanken der Naturphilosophie eingedrungen ist, aber dann möchten wir eine gewisse Abhängigkeit von Steffens unterstreichen. Wetzel: „Aus der Vermählung aber zweyer Dinge, geht ein drittes hervor, ein neues Leben. Ihr habt dieß den chemischen Prozeß genannt, dem aber hoffentlich ebenso wenig eine besondere chemischen Materie, oder Stoff zu Grunde liegt, als den elektrischen eine elektrische, dem magnetischen eine magnetische und dem Licht, welches alles dieß geistigerweise in sich begreift, eine Lichtmaterie. Diese Materien, wären sie auch mehr als Hirngespinste, machen das Lebendige, Ursprüngliche in der Natur nicht im mindesten begreiflicher: ihr müßt doch noch einen Kraft-Geist, oder wie ihr es nennen wollt, haben, der diese Materie regiert, trennt, verbindet . . ." (BMM, S. 111.) „O ihr mit euren armseligen Worten: willkührlich und mechanisch und chemisch und wie das Zeug weiter heißt!" (BMM, S. 141.) Bei Steffens siehe „Beyträge", S. 80 und 92.

[2] Wetzels Meinung über eine „generatio aequivoca" ist bemerkenswert; „Du siehst also, wie in Wahrheit alle Zeugung unter dem Himmel aus Zwey hervorgehe, und daß generatio aequivoca in jenem Sinn völlig geschlechtsloser Zeugung ein Unding sey. Ob die Eltern organische Individuen, ob es die beyden Geister des aus seiner Ruhe erwachten Elements sind, ein Paar ist ein Paar" (BMM, S. 116f.). Während Wetzel eine geschlechtslose Zeugung verneint, um das Prinzip der Dualität zu wahren, nimmt Steffens „für die untersten Thier- und Pflanzen-Stuffen (für die Infusionsthiere und Schimmelarten)" eine generatio aequivoca an. Darüber siehe Steffens, Beyträge S. 279, 280. Auch zu der Lehre vom Bildungstrieb, die Blumenthal (siehe ADB, Bd. 2, S. 748–751) vertrat, nimmt Wetzel mit großer Entschiedenheit Stellung. Wenn man diese Lehre so auslegt, daß nichts mehr von einer mechanischen Deutung zu verspüren ist, dann versteht man sie richtig. So läßt sich Wetzels langer Exkurs über den Bildungstrieb und das Einschachtelungssystem, die er sogar zu vereinen trachtet, wiedergeben (BMM, S. 13–17). Seine Ausführungen weisen wieder auf Schelling hin: „Auf dem Boden der Naturwissenschaft ist er ein völlig fremder Begriff . . . nichts anders als ein Schlagbaum für die forschende Vernunft, oder das Polster einer dunklen Qualität ist, um die Vernunft darauf zur Ruhe zu bringen." (Von der Weltseele a. a. O. S. 623; vgl. auch S. 623f. und 624.) Über den Prästabilismus auf biologischem Gebiet vgl. Dr. Carl Siegel, Geschichte der Naturphilosophie, Leipzig 1913, S. 107.

[3] Siehe „Kleon", S. 82, 479, 296; DA, Nr. 48, Literatur; „Die Herren Seelenverkäufer (Psychologen) aber unterscheiden sehr witzig Seele von Leib, und glauben dadurch die geistige Natur der Seele zu retten, da sie doch eben durch Trennung vom Leib selbst Leib, d. h. einzelnes besonderes Ding wird" (BMM, S. 156). Siehe auch PGM, S. 4, 5. Bei Schelling vgl. „Ideen" a. a. O. Bd. I, S. 147 und 149.

[4] Vgl. dazu D. C. Nathanael Bonwetsch, „Schubert in seinen Briefen" S. 54.

Mit dem Eifer und dem Glauben des gebildeten Laien übernimmt und verficht Wetzel den naturphilosophischen Gedanken der Polarität. Auf dem Geheimnis einer „ewigen Sehnsucht" beruht die Liebe und die Ehe aller Dinge, die Panharmonie. „Darum reißet der Magnet das Eisen an sich, und das Eisen hängt sich an den Magnet, darum erfasset eine Wolke die andre zum feurigen Kuß (Blitz) und darum verlanget das Weib nach dem Mann, und der Mann nach dem Weibe . . ." (BMM, 77f.). Den Gedanken Schellings, daß jegliche Organisation nur ein zeitweiliges Aufheben der widerstreitenden Kräfte darstelle und der wieder anhebende Dualismus nur den Zweck verfolge, die Ruhe, die Organisation, zu erreichen, gibt Wetzel in seiner eigenen Formulierung, die an den Sprachstil Böhmes erinnert, unverändert wieder: „. . . und da Vereinigung allein zur Einheit führt, Vereinigung aber und Ehe auf der heiligen Zwey in allen Dingen ruhet, so trennt es sich in Mann und Weib, damit es wieder aufhöre, Mann und Weib getrennt zu seyn . . ." (BMM, 114). Wie „für Schelling der Magnet in seiner untrennbaren Vereinigung polar entgegengesetzt wirkender Kräfte zum Typus der gesamten Naturkonstruktion" wird, so auch für Steffens und für Wetzel[1].

Ebenso wie Wetzel den Gedanken der Polarität wiederholt, ist er darauf bedacht, die ihm verderblich dünkende Auffassung von einem unversöhnlichen Zweikampf in der Natur als beherrschendes Prinzip abzuwehren. Er nimmt die Meinung seiner Gegner — nur zweifelnd — zunächst auf: „Und ist es denn wahr, daß in der ewigen Natur nur Zwiespalt, Gegensatz, Stärke und Schwäche, plus und minus, Armuth und Reichthum herrschet? daß die lebendige Schöpfung nichts ist, als ein unendlich Schlachtfeld streitender Geister? Ja daß das All nicht einen Augenblick ohne dies ewige Wechselspiel des Sieges und der Flucht, ohne Krieg und Blutvergießen bestehen könne? . . ." (BMM, 73). Er gibt in voller Absicht zunächst zu, daß man diesen Eindruck „auf Erden" gewinnen kann. „Da mordet der Geyer die Taube, der Wolf das Lamm, unterwirft sich der Mann das Weib mit Gewalt, wenn sie ihm nicht zu Willen seyn mag, da sträubt sich Eisenfeile vergebens, wenn der Magnet zieht, sichert sich der Mensch nicht vor dem Blitz, der über seinem Haupt hinabzuckt: da ist eine Hand wider die andere, Volk gegen Volk — Krieg und Streit in allen vier Elementen . . ." (BMM, 74). Auf diese Fragen, die ein Zugeständnis enthalten, um die vorhandene Übersicht, das Verstehen des gegnerischen Standpunktes zu erweisen, antwortet der Dichter durch eine andere Stimme: „Wie wenn der Streit auf Erden blos in dir wäre? nicht in der göttlichen Natur? der scheinbare Krieg tiefer Friede? der blutige Haß ewige Liebe, aller Gegensatz heilige Ehe?" (BMM, 75). Mit solchen Bedenken leitet er zu seinen eigenen Überzeugungen: „Und so ist es auch. Das Leben des göttlichen All ruhet nicht auf Mangel, Bedürfniß, Armuth auf der einen, Reichthum, Überfluß auf

[1] Siehe Windelband a. a. O. S. 254; Steffens, Beyträge S. 211; Wetzel, BMM, S. 124.

der andern Seite: auf Schwäche und Überkraft" (BMM, 75). Der unversöhnliche Gegensatz der Dinge besteht für Wetzel nicht: „Denn alle Dinge sind gleicher Art, alle mit allen verwandt, ohne die innere ewige Gleichheit aller Dinge bestünde die Welt nicht" (77)[1]. Demnach beruht das „Geheimnis der Welt" nicht auf einer trennenden Entzweiung, sondern auf „Vereinigung", nicht auf „Knechtschaft, sondern auf Freiheit, nicht auf Streit, sondern auf Liebe" (85). An einer Zersetzung des Wassers durch das Licht zeigt er das Walten des Dualismus, der die Welt bewegt: durch den Einfluß des Lichtes wird das Wasser „in seine zwey verschiedenen Geister geschieden, wird Mann und Weib. Aber diese Sonderung ist nur stärkere Vereinigung" (100).

Seinen Tadel erhält wiederum die exakt forschende Wissenschaft, die nicht durch schöpferische Schau die letzte Einheit der Dinge gewinnt. Diese Polemik ist für Wetzel bezeichnend: überall bleibt seine starke Persönlichkeit zugegen. „Es ist zwar bequem für des Menschen beschränkten Verstand, wenn er die tausend mal tausend Erscheinungen der Natur unter allgemeine Gesetze ordnet und zerlegt; aber man muß . . . die für den und von dem Verstand zerlegte Natur nicht in dieser Zerlegung anschauen wollen, sondern sie vielmehr als ein lebendig harmonisch Ineinandergreifen aller Weltkräfte, als göttlich Chaos betrachten. Welches gar viele von den Neueren vergessen, und in dem haarscharfen Zerspalten aller Dinge ihren Ruhm suchen" (BMM, 112)[2].

Solche Sätze enthalten, ganz allgemein gültig, Wetzels Glauben an die Wirksamkeit eines organisch-dynamischen Prinzipes in der Natur, seine Verbundenheit mit der Organik schlechthin.

Weiterhin mit dem Geistesgut der Naturphilosophie sind Wetzels Verlautbarungen über die Frage von Tod und Leben in Verbindung zu bringen, deren Sinn es ist, daß wir als das eigentliche Leben den Tod anzusehen haben, während das Leben nur ein Getrenntsein von der schöpferischen Bewegung darstellt, in die aber das Lebewesen durch den Tod, als dem Ende der Vereinzelung im Leben, wieder eingeht. Inwieweit solche Gedanken durch Schellings Lehren, der „die Natur aus dem Zwecke des Lebens begreifen" will, „welcher in der Wissenschaftslehre aus dem Wesen des Ich deduziert worden ist"[3], und der der Macht des Todes starken Abbruch tat, gefördert werden, braucht nicht näher dargestellt zu werden. Die Verherrlichung des Todes auf Kosten des Lebens ist Schelling

[1] Vgl. auch S. 84.

[2] Über die „physikalischen Erfahrungswissenschaften" siehe A. W. Schlegel a. a. O. Bd. 18, S. 56ff. Dort heißt es auch: „Unsre Naturforscher haben sich meistens so in die Zergliederung der Naturproducte vertieft, daß ihnen darüber die Natur gänzlich abhanden gekommen!" (S. 57, 14–57, 16.) Mit der Absage an mechanistische Wissenschaft hängt Wetzels Bevorzugung von Kepler gegenüber Newton zusammen. Siehe „Briefe über Brown's System der Heilkunde" S. 61. Wie sehr noch eine nationale Gesinnung Kepler zugute kommt, belegt eine Erwähnung in der DA; in diesem Aufsatz (Nr. 83, der Astronom Kepler) klagt Wetzel: „Ihr vergöttert Newton, den Britten, den größeren Kepler, den Deutschen, kennt fast keiner."

[3] Windelband a. a. O. S. 252.

nicht zuzuschreiben. Den Führer Wetzels zu diesen Nachtseiten des Lebens hat uns Franz Schultz genannt — unter Vorlage reichhaltiger Beweise — es ist der Jugend- und Lebensfreund unseres Dichters G. H. Schubert[1].

Wer wie Wetzel in dem Eingehen in das All, in der Rückkehr, das wahre, ewige Leben sieht, also die Unsterblichkeit, der muß in dem optimistischen Unsterblichkeitsglauben der Aufklärung eine Flachheit ohnegleichen erblicken: ihr gilt auch wieder Wetzels kritische Aufmerksamkeit. „Glaube mir Freund! nichts Sterbliches ist an dem Menschen als seine Sucht nach Unsterblichkeit, und seine Beweise dafür" (164).

Mit diesem irrationalen Lebens- und Todesgefühl, der Umkehrung von Tod und Leben als allgemein geläufige Begriffe, steht die Hinneigung zur Nacht[2], zu der „heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht", wie sie Novalis empfand, und das Empfinden von Todessehnsucht und Todeslust in reinem Einklang.

Eine Antwort aus dem Reich des Nächtigen, der Zone des Mystisch-Geheimnisvollen ist für Wetzel (und die frühe Romantik) nicht auf die Fragen der Vernunft zu erhalten, denen gegenüber die Geister des dunklen Reiches schweigen. Eine Antwort geben ihm die Stimmen der Schlafenden und der Träumenden, die mit ihrem Geiste ganz der Helligkeit des Tages[3] (und den Forschungen der Vernunft) entrückt sind. Ritters Name leuchtet diesen Wegen, und diesem begabten Mann ist auch Wetzel verpflichtet, wenn er auf den „magnetischen Schlaf" eingeht[4]. Die Heilung erblindeter Menschen, von der im „Kleon" die Rede ist, geht ebenfalls — das Mädchen Theone hilft durch „Galvanisiren"[5] — auf die naturwissenschaftlichen Bemühungen der Frühromantik, insbesondere Ritters, zurück[6].

---

[1] Siehe Franz Schultz, Nw, S. 198, 288. Der Gedanke über Tod und Leben ist in „BMM" besonders häufig ausgesprochen. „. . . denn was wir Sterbliche Tod nennen, ist das Leben, das vergängliche Leben der Tod" (86). Ferner siehe S. 94, 96 und auch 127ff.

[2] „Denn es ist die Nacht heiliger und schöner denn der Tag, und die Herrlichkeit dessen, den kein Name nennet, leuchtet siebenmal heller in ihr. Der Tod aber ist ihr Hohepriester, der mit geheimnißvollem Geisterspruch das Einzelne wieder seinem ewigen Ursprung, den Funken mit der Sonne vermählt, aus welcher er ausfloß, der alle Lebendigen einsegnet zur großen unvergänglichen Ehe" (162). Der Tod ist hier nicht als Zustand – die Zeit des Todes – gemeint, denn die ist für Wetzel die Zeit des Lebens, sondern als Vermittler zum ewigen Leben. Der Tod (als Beendiger des Lebens) ist für Wetzels Schau „nichts als – Nichts" (162). Über den Widerklang der „Hymnen an die Nacht" bei Wetzel siehe Schultz, Nw, S. 256f.; dort ist auch der Abdruck einer längeren Ausführung über die Nacht (aus BMM) zu finden. Über Novalis und Schubert in ihren Beziehungen siehe auch Trube a. a. O. S. 148, 149, 150, 153; einen Überblick über das Verhältnis der Klassik und der Romantik zu „Tod und Leben" bringt Franz Koch a. a. O. S. 154ff.

[3] Über das Dunkle als „eine Abschließung gegenüber dem allzugrellen Tageslicht des rechnenden Verstandes" siehe Julius Petersen, Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik, Leipzig 1926, S. 38f.

[4] Vgl. S. 157ff.

[5] Kleon, S. 483, 491f.

[6] Vgl. Walzel, Romantik, Bd. I, S. 49.

II. Teil. Die Sorge um das Reich.

1. Der Kampf gegen die Tyrannen in „Kleon der letzte Grieche, oder der Bund der Mainotten".

Der Roman „Kleon" ist ein ausgesprochenes Frühwerk unseres Dichters, und so nimmt es auch eine bevorzugte Stelle in der Betrachtung seines Schaffens ein. Wenn man einmal erwarten darf, daß die „neugriechische Fiktion" jene Züge aufweist, die solchen Versuchen zu eigen sind und das Bild eines geschlossenen, geformten Kunstwerkes stören, wie ungehemmte Leidenschaftlichkeit des Denkens und des Äußerns, Überschwang, so kommt aber diese negative Beschaffenheit wiederum dem Streben, die geistige Persönlichkeit des Dichters und seinen Stoffkreis zu erfassen, vielfach zugute. Solche frühen, von erregtem Atem durchzogenen Werke (der „Götz" und die „Räuber" lehren es nachdrücklich) enthalten trotz der Tribute, die mit ihnen gewöhnlich hohen Vorbildern entrichtet werden — sei es für stilistische oder gedankliche Verpflichtungen —, viel des eigenen Wesens und dies meist in ebenso betonter Fassung wie die angenommenen Eigenarten, die eine stetige Entwicklung bald ausmerzt. Den „Kleon" darf man also als vollwertige Einführung in seine Prosaschriften ansprechen.

Schon die Vorrede, die der Verleger selbst zu dem Roman beisteuerte, spielt auf das Thema an. Wenn er mehr mit den Augen zwinkernd als ernst meinend über den Unterschied zwischen dem Verfasser und dem Übersetzer des neugriechischen Originals handelt und den Deutschen vor etwaigen Angriffen in Schutz nehmen will, so weiß man genau, was man von dem folgenden Roman füglich erwarten kann. Durch einen angenommenen Biedermannston erfährt man auf diesen Seiten schon, nach welchen Scheiben geschossen wird. „Diese Erklärung, hoffe ich, soll hinreichen, um den Übersetzer dieses Buches freizusprechen von der Absicht, die Handlungen eines so anerkannt guten Regenten, als Kaiser Franz der Zweite es ist, ins Lächerliche zu stellen; sie wird ihn auch zugleich gegen die anderen Anspielungen[1], die sich der junge Neugrieche hie und da erlaubt hat, in Schutz nehmen, wiewohl es ihm keineswegs zur Schande gereichen würde, sich für den Verfasser des Originals selbst gehalten zu sehen."

Was der Verleger Schumann an dieser Stelle als „Anspielungen" ankündigt, macht in Wirklichkeit den augenscheinlichen Inhalt des Romans aus. Der Jüngling „Kleon" unternimmt es, als Führer das die alten Sitten bewahrende Bergvolk zu befreien und mit den Mainotten das gesamte

[1] Im Original nicht gesperrt gedruckt.

Griechenland zum Freiheitskampf von dem türkischen Joch aufzurufen. Bei diesem Sachverhalt ist der „Kleon" ein leidenschaftlich vorgetragener Kampf gegen die schlechte Tyrannei (eine gute übt der alte Doria im „Fiesko" aus), den Despotismus und eine heftige, schonungslose Kritik des türkischen Fürsten und seiner Beauftragten. Die Anspielungen erweisen sich als eine offene Abrechnung mit den Vertretern und den Erscheinungsformen des entarteten Absolutismus. Der „Kleon" nimmt also noch einmal das große Thema des 18. Jahrhunderts auf.

Die Aufklärung und die Bewegung des Sturm und Drang führten gemeinsam einen Befreiungskampf gegen die hergebrachten äußeren und inneren Bindungen des Individuums. Während die beiden geistigen Bewegungen in dem Bestreben, die Freiheit zu erlangen, übereinstimmten, unterschieden sie sich jedoch vollkommen in den Motiven, denen sie folgten, und in dem Plan, wie wohl die erlangte Freiheit zu verwenden sei. Es ist an dieser Stelle nicht notwendig, zu erörtern, wie die auf einer bestimmten Strecke vereinten Linien der souveränen Vernunft und der emotionalen Kräfte des Menschen schließlich auseinanderlaufen müssen. Es genügt, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß Anhänger beider Bewegungen gegen die Bindungen der Einzelpersönlichkeit auftraten, als sie sich zu Fesseln verstärkt hatten, daß beide Gesinnungsgegner gegen die Entartung weltlicher und geistlicher Mächte von ihrem Standpunkt aus eiferten, daß sie nicht müde wurden, sich in Wort und Schrift gegen die Willkür der Fürsten und gegen die Herrschaft und Unduldsamkeit der „Pfaffen" zu wenden. Bis in die Publizistik eines Herzogtums (Württemberg) läßt sich diese Gemeinsamkeit verfolgen. Ein Zitat aus Schubarts Teutscher Chronik mag die Art und die Schärfe des Tones bezeugen. „Besser als ehmals, da ich noch ein Günstling der Fürsten war, umgeben von Schmarotzern und schmählerischen Hunden, die vor mir krochen, solange sie noch meine Schüsseln lecken konnten, und mir hinten nachbellten, als mich mein Fürst verstieß. Was Ihnen da fürchterlich ist, Freund, sind Phänomene, an die ich schon gewohnt bin. Das Heulen des Sturms, das Krachen des Donners über mir hat für mich mehr Majestät und Erhabenheit, als Geschützdonner und die buhlerischen Gesänge, womit man von der Opernbühne herab die schlaffen Nerven weibischer Höflinge aufkitzelt[1]." Diese bitteren und absprechenden Worte über das Treiben am Hofe läßt Schubart, der Feuerkopf, der später die Gefangenschaft auf dem Asperg erleidet, den Waldbruder Franz zu einem Wanderer, der sich vor Nacht und Regen bergen will, äußern. Eine ähnlich gestimmte Klage, die auf die Einkleidung, die der volksnahe Chronikschreiber Schubart wählt, allerdings verzichtet, bringt Wekhrlin[2], ein hochintelligenter Mann, der sich von den Schriften Vol-

[1] Teutsche Chronik 1776, 84. Stück. Die „Klagen des Bruder Franz" sind abgedruckt bei Konrad Gaiser, Christian Friedrich Daniel Schubart, Schicksal/Zeitbild, Ausgewählte Schriften, Stuttgart 1929, S. 231f.

[2] A. a. O. S. 140.

taires angezogen fühlte, vor. „Unser Interesse ist, wo wir die Verbesserung unseres bürgerlichen Schicksals, wo wir billigere und aufgeklärtere Gesetze, mildere Steuern, zahmere Beamten, duldsamere Pfaffen, mäßigere Zölle und Mauten, weniger Fronen und Wildpret finden möchten . . ."

Diese Stimmen aus Schwaben (und mit ihnen der junge Schiller) hatten guten Grund bei dem Regiment ihres Landesherrn — man denke an das Kaplied von Schubart — unmutig und zornig zu sein. Aber auch Klopstock, den der Ausbruch der Französischen Revolution freundlich gesonnen fand, und besonders die Mitglieder des Göttinger Hainbundes, voran F. A. von Stolberg und Voß, der selbst noch Enkel eines Freigelassenen war, griffen fürstliche Willkür und Tyrannei an.

Welche gedanklichen und motivischen Verbindungen bestehen nun zwischen der kurz angegebenen Einstellung des 18. Jahrhunderts und unserem Frühwerke Wetzels?

Was Trube für jene Lieder der „Strophen"[1], die um den Gedanken: Vaterland und Freiheit kreisen, als bedeutsam erkannte, das gilt auch in weitem Maße für das Freiheitsthema im „Kleon": die Begeisterung durch Schillersche Freiheitsgesänge, die damalige, sich „an den Idealen der französischen Revolution berauschende, demokratisch-revolutionäre Stimmung"[2]. Die Hinneigung zu den Idealen der Revolution, die in Deutschland für eine gewisse Zeit günstige Aufnahme fanden, aber nur so lange, wie man die Revolution „irrtümlich für ein Befreiungsereignis Europas und seiner Völker hielt"[3], schwand später, wie noch zu erwähnen sein wird, vollkommen[4]. Die entscheidende Nahrung erhielt Wetzels Freiheitsgefühl indessen damals schon durch die deutsche Literatur. Für die Einwirkung Schillerschen Geistes auf den „Kleon" liegt mit der Ausgestaltung einer Episode zumal ein gültiger Hinweis vor. Wie Verrina den verbündeten Fiesko, dessen Haß gegen den Tyrannen er für gemildert hält, durch das Pathos eines Bildes zur Tat bewegen will[5], so verfährt auch Kleon nach dem Ausgang einer Schlacht mit den „niedergeschlagenen, durch Privat-Interesse geteilten Gemütern" der Mainottenjünglinge, um sie wieder für seinen Plan zu gewinnen (S. 275).

---

[1] Strophen von Wezel. Lübben, in Commision bei C. F. Gotsch. 1802. Motto: „Weg, wem das Herz für Natur nicht entglüht und die Sache der Menschheit! Nur ein Orpheus zwang singend zum Menschen den Fels." Es ist mir, wie Trube, kein anderes Exemplar bekannt geworden, als das im Besitz von Herrn Prof. Dr. Fr. Schultz in Frankfurt a. M.

[2] Trube a. a. O. S. 108.

[3] Heinz Kindermann, Klopstocks Entdeckung der Nation. 1935, Danzig und Berlin, S. 37.

[4] Aufschlußreich ist, was Ernst Moritz Arndt über die falsche Einschätzung der Revolution berichtet: „Doch wir wollen gestehen, daß wir in Hinsicht der Revolution, ihres Anfanges und Ausgangs alle in Irrtümern gewesen sind, welche erst der Erfolg der letzten Jahre zurecht gesetzt hat. Man hoffte und glaubte mehr, als man durfte." Ernst Moritz Arndts sämtliche Werke, herausgegeben von Karl Fr. Pfau, Leipzig, ohne Jahreszahl, achter Band: Geist der Zeit I, S. 224.

[5] Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, 2. Aufzug, 17. Auftritt.

Der reale Bildinhalt würde schon genügen, die Absichten Kleons zu erfüllen. Die Darstellung des Malers führt die Stunde tiefster Erniedrigung eines freiheitlich gesinnten Volkes (wie es auch die Mainotten sind) den Zaudernden vor Augen. Türkische Krieger führen Weiber und Kinder gefesselt ab; in der zurückliegenden Heimat wütet Feuer; den Wagen ihres „barbarischen Siegers" müssen halbnackte Jünglinge ziehen. Diese Stichworte vermitteln einen hinlänglichen Eindruck von der überhitzten Weise des Bildes. Aber es ist nicht nur der erwähnte „reale" Bildinhalt zu betrachten, sondern auch eine Szene patriotisch-beschwörender Fantasie, ein „irrealer" Teil. Über dem nächtlichen Zug und dem brennenden Gelände schwebt noch eine einzelne Gruppe, „kaum erreicht von dem äußersten Schimmer des Brandes", es ist Leonidas „mit edlem Heldenzorn" und der in der Mainottenschlacht gefallene Melodinus, dessen Gesicht „Schamröte" über den schmählichen Untergang seines Vaterlandes bedeckt. Von der beschwerlichen Lage der Gegenwart führt die Erinnerung mahnend in die ruhmreiche, heldenhafte Vergangenheit zurück. Die Taten und Gestalten der mächtigen, für die Sache der Freiheit streitenden Helden werden beschworen. Der Sinn und die Vorliebe des Sturm und Drang für heldische Größe wirkt spürbar auf Wetzel ein[1].

Auf die Frage des Fiesko „Was malen Sie aber, Romano?" entgegnet der Maler: „Scenen aus dem nervichten Altertum . . ." Dieses nervichte Altertum begeistert auch Wetzel. Das Gemälde im „Kleon", das die Freunde ermannen sollte, „tat die gehoffte Wirkung". Dieser Umschwung der Gemüter erhielt ein Lob, das sich wieder auf das hohe Vorbild im Altertum bezieht. „Der Geist der alten Sparter fing wieder an sich zu regen in ihren späten Enkeln!" (S. 277). Nennt der Maler Romano Herkules, Kleopatra und Ajax als Vertreter des nervichten Altertums, so werden im „Kleon" auch Gestalten der Mythologie und der alten Geschichte angeführt. Vornehmlich des Herkules wird gedacht, des wütenden Ajax, des Harmodius und des Aristogiton, zu deren Lob man einen Freiheitsgesang anstimmte (284), Thebens heiliger Schar auf dem Schlachtfeld bei Chäronea und des Epaminondas[2]. — Keine deutlichere Legitimierung seines Freiheitsdranges konnte Wetzel geben als die Erwähnung bestimmter Gestalten aus der letzten Zeit der römischen Republik und des Cäsarmörders Brutus. Eine sehr nahe Beziehung zu der streitfesten Diskussion des 18. Jahrhunderts, seinen Hoffnungen und seinen (im Bilde vorgetragenen) Drohungen stellt besonders die vielfache Beachtung der Person des Brutus[3] her.

[1] Über Wetzels Ablehnung farbloser und mittelmäßiger Menschen siehe Franz Schultz, Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura, Untersuchungen zur deutschen Romantik. Berlin 1909, S. 298f.

[2] Geradezu mit der Macht eines Lebenden greift dieser große Feldherr durch sein Bild in das Schicksal des Kleon ein. Siehe S. 10.

[3] Zu der Vorliebe des 18. Jahrhunderts für das Cäsar- und Brutus-Thema vgl. H. A. Korff, Geist der Goethezeit, I. Teil, Leipzig 1923, S. 212.

Auch in den „Strophen" ruft Wetzel Brutus gleichsam als Tröster und Schutzpatron an.

In dem Gedicht der „Strophen", das die Überschrift „Die getäuschte Hoffnung"[1] trägt, wird gegenüber dem Tyrannen Beherrschung und Vorsicht geraten.

— — — Verhüll' ihm deinen
Gram; es wünschet der heiße,
Schwindelnde Wüterich sonst
Deinem ganzen Geschlecht nur *Einen* Nacken,
All', sie alle zu mäh'n mit *Einem* Schwertstreich!

Die Erniedrigung und augenblickliche Untätigkeit soll indessen die Zuversicht auf eine kommende Änderung ertragen und überwinden helfen — die Hoffnung auf einen Brutus.

Schweig' und dulde, bis etwa,
Bis dir ein Brutus erwacht. (S. 72.)

Zu der unmittelbaren Verherrlichung des Brutus gelangt Wetzel im „Kleon". „Jetzt kam der Jüngling auf die Ebene des ehemaligen Philippi (jetzt Filiba), wo einst die blutigen Würfel geworfen wurden über Roms Freiheit, und wo der letzte Römer seinen großen Geist aufgab unter den erlöschenden Zuckungen seines Vaterlandes[2]."

Durch diesen Satz würdigt Wetzel auch die Art und die Größe der Mission Kleons, und durch diesen Satz ist auch zu erfassen, was für eine Gestalt er mit dem heldenmütigen Jüngling zeichnen wollte. Dies ist seine Absicht: dem letzten Römer steht der von gleichem Freiheitsgefühl durchdrungene letzte Grieche gegenüber. Der Roman schließt mit der Angabe, daß Hella's Genius weinend seine Fackel über der Leiche „des letzten Griechen" löschte.

Dem Sinn solcher Ausführungen paßt sich vollkommen das günstige Urteil über die Tätigkeit römischer Volkstribunen an. Als Bauern zwei ohnmächtig aufgefundene Freunde aus der Gefahr eines kalten Wintertages in die Geborgenheit eines Hauses tragen, spendet Wetzel dem Besitzer des Hauses, einem Geistlichen, das Lob, daß seine Tür „offen stand für jedes menschliche Elend, wie das Haus der Volkstribunen im alten Rom Tag und Nacht für jeden Bürger" (414ff.).

Wenn die Hauptangriffe im „Kleon" gegen eine Wetzel entfernt stehende Macht gerichtet werden, von dem „Neugriechen" gegen die Türkei, so handelt es sich für den Dichter nicht darum, einen historischen Kampf[3] darzustellen, sondern gegen die Macht des Despotismus

[1] Trube a. a. O. S. 108.

[2] Zu der historischen Richtigkeit vgl. Wilhelm Schubart, Hellenismus und römische Republik. Knaurs Weltgeschichte, Berlin 1935, S. 211.

[3] Daß Wetzel dem Roman den Aufstand von 1770 zugrunde legt, verbindet ihn mit Hölderlins „Hyperion". Die verschiedenen motivischen Übereinstimmungen, die vorhanden sind, wollen bei der gänzlich verschiedenen Grundstimmung nichts besagen über eine Abhängigkeit des „Kleon" vom „Hyperion".

anzugehen. Daß er lange vor der Bewegung des Philhellenismus auf der Seite der griechischen Freiheitskämpfer steht, kann nicht bestritten werden. Aber nicht die Frage des griechisch-türkischen Kampfes ist für Wetzel von großer Bedeutung, sondern seine Unzufriedenheit mit dem Absolutismus und seine Absicht, ihn zu befehden. Die Verlegung des Schauplatzes der Handlung zu überwiegendem Teil in das Gebiet des griechisch-türkischen Krieges hindert ihn nicht, mit seinen Anspielungen andere Mächte und andere Herrscher zu treffen. Um mit seiner Kritik und seinen Anschuldigungen möglichst weithin reichen zu können, verwendet Wetzel auch das Mittel, die Lebensschicksale eines am Aufstand Beteiligten zu erzählen, um so die Möglichkeit zu gewinnen, Erlebnisse und Erfahrungen, die in anderen Staaten (zum Beispiel in Preußen) gemacht wurden, in seinen Erzählungsgang einzugliedern.

In einem Wirtshaus erzählen sich die griechischen Bewohner eines Städtchens bei einem politischen Gespräch ihre Ansichten über die eigene Regierung und Skandalgeschichten von dem türkischen Großsultan. Bei diesem Zusammensein fügt es sich, daß auch Geschichten über die Herrscher anderer Staaten in das Gespräch eingeflochten werden. Von Wetzel her gesehen ist diese offene Aussprache der einfachen Leute ein klug berechneter Vorstoß gegen den Absolutismus überhaupt (S. 123ff.). Mit „Bitterkeit" beklagten die Versammelten „den Despotismus der türkischen Regierung, den Schneckengang der Gerechtigkeitspflege, die schreienden Ungerechtigkeiten und Bestechungen hoher und niederer Staatsmänner". Diese Kritik trifft zwar die Person des Herrschers unmittelbar noch nicht, aber die Rede der Gasthausbesucher kommt auch auf seine eigene Lebensart. Seine Marotte, in einer Siegellackfabrik sich kindlich zu vergnügen, mag man noch belächeln oder seltsam finden, aber der satirische Tadel an der Erfüllung seiner landesherrlichen Pflichten trägt schon eine merkliche Schärfe in das Gespräch. „Der Großherr hat wichtigere Geschäfte, und kann sich um dergleichen Kleinigkeiten als z. B. die Sicherheit und das Glück seines Volkes nicht sehr bekümmern." Das weitere Gespräch enthält eine Sündenliste verschiedener absoluter Herrscher[1]. Der Ton behält unvermindert eine bittere ironische Schärfe bei. „. . . dieser hält täglich Betstunden und läßt sich Predigten vorlesen statt der Akten — jener schreibt schlechte französische Verse und läßt sich von einem gebornen Franzosen, der ihn heimlich auslacht, für vollwichtige Friedrichsd'or, die er gegen Ephraimiten umsetzte, die Grammatikalien und Germanismen draus ausmerzen; — einer ist rasend auf Soldaten und auf Kanonenkonzerte, wie Karl XII.; — ein andrer zieht andre Manövers vor, mästet Kastraten und Operntänzerinnen mit dem Nervenmark des Landes; . . ." Solche Klagen entsprechen ganz der Stimmung des jungen Wetzel, mit sittlichem Pathos – dem wir auch in den „Strophen" begegneten — seine Stimme zu erheben und die verhaßten Tyrannen zu bekämpfen. Die Waffen, die er handhabt, um die

[1] Diese Stelle hat Franz Schultz schon abgedruckt a. a. O. S. 302f.

Fürsten anzugreifen, findet er schon vor und benutzt sie mit seinem Eifer. Das unwürdige sittliche Verhalten konnte er den Fürsten vorhalten, wie Schiller es tat und viele seiner Zeitgenossen[1].

Eine nicht weniger deutliche und scharfe Erwähnung der Mißstände wie im „Kleon" ist in dem älteren Roman von Fr. Bouterweck „Graf Donamar"[2] zu finden. — Besonders bemerkenswert ist für uns der Sarkasmus Wetzels bei der Aufzählung der fürstlichen Schwächen gegen Friedrich den Großen. Wenn Wetzel bei seinem stürmischen Anrennen gegen das Unwesen der Fürsten nur die Waffen der Zeit benutzt und ihm daher keine Originalität zugestanden werden kann, so macht gerade der Spott gegen Friedrich eine Ausnahme. Es ist zu beachten, daß er den preußischen König, den er verspottet, doch verehrt und besingt[3]. Der Angriff gegen den König ist nicht nur unter der Einwirkung der Literatur zustande gekommen. Der Spott ist eine persönliche Äußerung Wetzels in einem besonderen Fall. Wie muß es Wetzel schmerzen, den großen König auf einem Wege zu sehen, den er nicht versteht und den er verabscheut. Er höhnt, aber er leidet darunter, daß Friedrich die deutsche Sprache zurückstellt und einen „gebornen Franzosen" als Begutachter heranzieht, damit er die „Germanismen", die letzte äußere Spur deutschen Sprachdenkens, tilge. Wer einem Helden jugendlich-schwärmerisch die Worte in den Mund legt, daß seine Brust „nur im Kampfe für Vaterland und für alte Griechenfreiheit ausbluten" solle, der folgt seinem innersten Fühlen, wenn er ohne die neugriechische Verkleidung seine Stimme für nationales Wesen erhebt (49).

---

[1] Vgl. H. A. Korff a. a. O. S. 205ff.

[2] Fr. Bouterweck, Graf Donamar, 3 Bd., Göttingen 1791–1793. Auch im „Graf Donamar" verschwendet die Regierung eines deutschen Staates das Nervenmark des Landes. Wenn zwar der junge Herrscher weitgehend entschuldigt wird, da er das Produkt einer vorsätzlich falschen Regierung ist, so trifft die Hauptschuld seine machtgierige Stiefmutter und deren tätigen, vorwiegend geistlichen Anhang. Eine Reihe angeführter Stellen unterrichtet hinlänglich über Gehalt und Ton dessen, was uns angeht. „Freilich könnte von der Besoldung, die wir an eine Babit auszahlen müssen, mancher ehrliche Staatsdiener mit Weib und Kind leben." Was für eine „so eine Babet" (III, 106) war, ist unschwer zu erraten. Aber die Anwesenheit dieser Dame brachte dem Lande noch Ersparnisse: „Die regellosen Diebstähle unseeliger Dirnen kosteten dem Fürsten fast noch einmal so viel jährlich." Auch die „priesterliche Schar", „aus deren hochgeschwungenen Rauchfässern täglich und stündlich die Wolke der Dummheit aufstieg", erhielt für ihre Fügsamkeit einen Teil der eingekommenen Gelder (III, 123f.). „Was war dieser Hof . . . ? Eine finstere Burg der Tyrannei . . . Ein dumpfes Bethaus des Formalismus" (III, 123). „Es ist noch eine andere Natter, die mir den Tod bereiten kann, an diesem Hofe; eine von der zweideutigen Brut, die man weder Männer noch Weiber nennen darf, . . . ein Pfaff also, und zwar einer von der gefährlichsten Rasse, ein Loyalist, findet es für gut, mir mit aller Freundlichkeit den Weg zu verlegen" (III, 150). Der junge Fürst gewinnt Bedauern, aber Achtung kann er keine erwecken. „Ein schnödes Gift, das der arme Teufel von Paris mitgebracht hat, ist bei der starken Verkältung auf sein Gehirn gefallen. Mich ekelt, weitere Meldung auf dies reine Papier fließen zu lassen" (III, 192).

[3] „Strophen" S. 28ff.: Keiths Denkmahl.

Klopstock, der enttäuschte und erzürnte, macht seinem Unwillen Luft und geißelt Friedrich in der Ode „Die Rache" (1782).

'Du erniedertest dich Ausländertöne
Nachzustammeln, dafür den Hohn zu hören:
Selbst nach Aruets Säuberung,
Bleibe dein Lied noch tüdesk[1].'

Der Jüngling Wetzel, der noch manche Probe seiner satirischen Begabung ablegen wird, drückt seinen Grimm in einem Sarkasmus aus.

Die persönliche Verehrung unseres Dichters für die Gestalt Friedrichs des Großen hielt nicht davon ab, seinen Unwillen gegen Preußen zu äußern, wo immer er sich dazu veranlaßt und imstande sah. Sein Verhältnis zu Preußen bestimmen noch weitgehend seine zeitkritischen größeren Schriften „Fischers Reise von Leipzig nach Heidelberg im Herbst 1805" und „Magischer Spiegel", die leidenschaftlich und sachlich die Frage einer geistigen und einer — so im Magischen Spiegel — staatlichen Erneuerung Deutschlands zu lösen versuchen.

Aus den Lebensschicksalen Karl Odenwalds vor seiner brüderlichen Freundschaft mit Kleon wird berichtet, daß er bei einer Reise in Deutschland nicht, wie verabredet, wieder mit seinem Hauslehrer und Reisegefährten zusammentrifft. Der Lehrer wartete, „aber es kam kein Karl. Die herrliche, kräftige Länge des Jünglings hatte Liebhaber gefunden — und eine Muskete unter der Potsdamer Garde" (421). Hinter ironischen Redewendungen verborgener Zorn oder unmittelbar scharfe Worte bestimmen den Tonfall dieser Nebengeschichte durchgängig. Wiederum übt der Dichter nicht nur am Absolutismus auf türkisch-neugriechischem Gelände Kritik; sondern recht unverblümt an einer deutschen Großmacht! „Durch welche Römertücke ihn die Harpyen kaperten, hab' ich nicht erfahren können, oder vielmehr ich bin zu stolz, dergleichen Nichtswürdigkeiten nachzuspüren." Mit einem unscheinbaren Sätzlein, das dartut, welche Möglichkeiten Wetzel besitzt, mit einer ernst dreinschauenden Ironie zu polemisieren, erhebt er die alle wichtigen Gründe enthaltende Anklage. „Im Rausche wenigstens kam er nicht dazu; . . ." Wenn sein Lehrer den unfreiwilligen Soldaten in „dieser Verkleidung" nicht fand und es dem Vergewaltigten gelang, „von der Galeere des Soldatendienstes zu entspringen" — so spricht aus solchen Wendungen eine scharfe Verurteilung der zweifelhaften Methoden eines streng militärischen Geistes, der jegliches persönliches Recht für seinen Machtkampf verletzt. Dem flammenden Protest des jungen Dichters ist beizufügen, daß ein rechtschaffener und sich um das Vaterland ernst sorgender Mann wie Friedrich Karl von Moser voller Bedenken[2] auf den militärischen Geist seiner Zeit zu sprechen kam.

Wenn eine kurze Betrachtung der Sündenliste der absolutistischen Herrscher schon zu erkennen gab, mit welcher unversöhnlichen Partei-

[1] Klopstock, Oden, II. Bd., S. 73, Leipzig 1798.

[2] Vgl. Heinz Kindermann, Klopstocks Entdeckung der Nation. Danzig 1935, S. 46.

lichkeit Wetzel das Wesen und Tun der Fürsten schilderte, daß ein Beschimpfen und Brandmarken, ein Belächeln und Polemisieren seine Meinung ausdrückten und von einer geistigen Diskussion — wie sie im „Don Carlos" ausgetragen wird — nichts zu verspüren ist, so gilt diese Art der Auseinandersetzung für den ganzen Ideenkomplex im „Kleon", der sich auf das Verhältnis von Fürst und Fürstendienern zu Untertanen und ausgesprochenen Feinden bezieht. Ein leidenschaftliches und empörtes Gemüt achtet keiner feineren Zusammenhänge, will und kann kein objektiviertes Bild entwerfen. Der Schrei verdrängt das bedächtig gewogene Wort. Wie der Kontrast das ganze Werk durchzieht und wie achtsam Wetzel sich dieses Mittels bedient, um damit seine Erregung mitzuteilen — das belegen einige Gegenüberstellungen der beiden Parteien. — Kleon stellt sein Leben dem Vaterland zur Verfügung. Die Frage des eigenen Wohlbefindens und des persönlichen Vorteils ist für ihn ohne Bedeutung. Seine „innere Stimme zieh ihn keiner unedlen Nebenrücksicht . . ." (11). Vor dem letzten Kampf boten die Türken den Mainotten Frieden an, Kleons Auslieferung machten sie dabei zur einzigen Bedingung. „Kann Euch mein Tod nur retten, sagte der Jüngling, so opf're ich mich mit Freuden gern! Hier bin ich, liefert mich aus!" (524). Dieser Gedanke wäre dem mächtigsten Gegenspieler des Helden nie gekommen. Aus dem Lebenslauf, den der Dichter von diesem Tyrannen entwirft, wird ersichtlich, welchen tiefen Schatten er dem Licht des hochherzigen Jünglings gegenüberstellt (389f.).

Weitgehender kann die menschliche Niedrigkeit eines „Patrioten", der die Staatspolitik nur als ein Mittel ansieht und gebraucht, um seine eigenen Machtsüchte zu stillen, nicht enthüllt werden, als es Wetzel bei diesem Staatsbeamten tut. Nicht nur als ein erbärmlicher Mensch ist der hohe Beamte zu verurteilen, sondern noch als ein gefährlicher Feind des Staates. Er zögert keinen Augenblick, Hochverrat zu begehen, um seine egoistischen Ziele zu erreichen. Kleon verschmähte das Anerbieten dieses „Schurken" und „heimlichen Vergifters" seines Vaterlandes, denn „auf der hohlen, treulosen Lava der Schurkerei sollte das Colosseum griechischer Freiheit nicht gegründet werden", während er bereit gewesen wäre, die Hilfe der Neufranken, der Feinde seiner Bedränger[1], die mit Truppen nahten, anzunehmen und sich mit ihnen zu verbünden. Zu dem Eindruck, den die angeführte Schilderung erweckt, paßt das sonstige Verhalten des treulosen Beamten, wie es Wetzel im Sinne hat. Als Karl Odenwald den Großvezier mit einer Waffe in der Hand bedroht, um die Entlassung seines Vaters und seines Freundes Kleon aus einem türkischen Kerker zu bewirken, unterschreibt der Feige den Befehl der Haftentlassung noch mit dem Hinweis, daß er die Gefangenen „von selbst" losgegeben hätte (464). Später sollte ein gedungener Bandit Karl Odenwald erdolchen (469). Während den Großvezier die Bedrohung seines Lebens zu allen Einwilligungen bereit fand, blickt Karl selbst, als er nach dem

[1] Mit den Neufranken sind, wie vor 1800 allgemein üblich, die Franzosen gemeint.

Fall einer von ihm gegen den preußischen König verteidigten Stadt – er „suchte in den Herzen der Bürger den alten Patriotismus wieder zu entflammen" (422) – vor Gericht gestellt wurde, gleichmütig und ohne schwächliche Anwandlungen dem zu erwartenden Tode entgegen. Die ausgesprochene Begnadigung nahm er mit derselben entschlossenen Haltung an. Um zu verstehen, was Wetzel mit diesen Schilderungen erreichen will, muß man die dem Roman anhaftenden Züge abrechnen. „. . . keck und kalt, und ohne Dank für die hohe Gnade, – ein anderer hätte dem Richter die Stiefel geküßt – ging er vom Blutgerüst' herab, kaufte sich ein Pferd und sprengte noch am Abend des Exekutionstages mit einer langen brennenden Pfeiffe im Munde im Galopp zum Thore hinaus" (424). Der Handlungsweise des Großveziers, der sich dazu versteht, einen Mörder zu dingen, und des Gouverneurs Cigno, der den Mainottenjünglingen schmeichelt und den anfänglich mißtrauischen Kleon auf ein Schiff locken will, um diesen Empörer in der türkischen Hauptstadt den Behörden auszuliefern (3f.), spricht das Benehmen Kleons und seiner Freunde, die es verschmähen, feindliche Soldaten nachts im Lager niederzumachen, die endgültige Verurteilung. „Wir wollen sie wecken; wachend sollen sie sterben! Es ist nicht edel, einen schlafenden Feind zu würgen!" Der Haß auf die Tyrannen führt Wetzel (von dem Standpunkt einer künstlerischen Wertung müßte man sagen: verführt) dazu, die Freiheitskämpfer zu veredeln und zu verherrlichen.

Neben dem Kampf gegen den absolutistischen Staat betreibt er im Kleon den gegen die Kirche. (Das beherrschende Thema des Romans, die Auflehnung gegen Fremdherrschaft, erhöht von vornherein die Aktivität gegen staatliches Wesen.) Zudem liegt für Wetzel eine Betrachtung des Mohammedanismus und seiner Vertreter abseits seines Eifers, ihn interessieren nur die Diener der christlichen Kirche und da ausschließlich die katholischen Priester. Dieser Bestand erklärt den an Seitenzahlen nicht umfangreichen, jedoch sehr scharfen Kampf gegen die Kirche. Sie greift er nicht in ihren griechischen, sondern in ihren spanischen Vertretern an.

Der Freund und Ratgeber Kleons, genannt Fernando, der zu der Zeit des griechischen Aufstandes das Leben eines Einsiedlers führt, war vordem als erster Minister des spanischen Herrschers tätig gewesen. Nicht Unfähigkeit oder Unbeliebtheit beim Volke brachten ihn dazu, das Land zu verlassen, sondern der Einfluß der gegnerischen Kleriker.

Wenn Dichter und Denker der Aufklärung und der Sturm-und-Drang-Bewegung gegen die Macht der Fürsten und der Kirche angingen, beide aus verschiedenen geistigen Haltungen heraus, so ist bei diesem Verhältnis nicht außer acht zu lassen, daß Einwirkungen des Rationalismus bis zu den im anderen Lager stehenden Geistern drangen, die sich seinen Argumenten in einzelnen Fällen nicht verschlossen und sie vertraten. Wie es ja überhaupt eine höchst zweifelhafte Angelegenheit ist, menschliches Denken einem bestimmten System beizuordnen und den Spiel-

raum, dessen geistige Prozesse bedürfen, zu mißachten. Solche Verbindungen zu entgegengesetzt liegenden geistigen Positionen werden im „Kleon" offenbar, wenn Wetzel von der Amtstätigkeit Fernandos berichtet: „Die Klöster, die dem Lande so viele Schätze, so viele nützliche Bürger kosteten, wurden in ihren seelenverkäuferischen Ansprüchen eingeschränkt, und überhaupt dem Vogel Greif der Hierarchie eine Schwungfeder nach der andern im Stillen ausgezogen" (28). Ein derartig freisinniger Minister war nicht nach dem Geschmack von „Adel und Geistlichkeit", und dieser bestehende Gegensatz trug zum Sturze des Ministers bei: der König, dessen Vertrauen den Minister hielt, machte eine seelische Wandlung durch, die ihn zur Frömmigkeit führte, wobei er dem politischen Mitarbeiter seine Gunst entzog; „vielleicht, daß die Geistlichkeit, die unsern Freund bitter haßte, ihre geweihte Hand mit im Spiel hatte und dem alten erschwachenden König die künftigen Strafen seiner neologischen Sünden vorspiegelten" (31). Wenn Wetzel weiter ausführt, auf welche Weise und mit welchen Mitteln die Kirche gegen den ihr unbequemen Gegenspieler, der seine bisherige Machtstellung verlor, angeht, so ordnen sich die Vorwürfe in die Reihe der bekannten Zeugnisse ein[1].

Wie der „Kleon" schon eine motivische Übereinstimmung zu Schillers „Fiesko" aufwies, so weist eine andere auf den Schluß von „Don Carlos". Hier wie dort bezeugt die neue Machthandlung des Inquisitors die Rückwendung des Königs zur Strenggläubigkeit der Kirche[2]. Im „Don Carlos" fällt ihm der freiheitlich gesinnte, Pfaffenwesen verabscheuende Sohn zum Opfer, im „Kleon", wenn auch bei milderem Geschick, der Minister, der den Vogel Greif der Hierarchie befehdete. Die Wandlung des Königs, „diese traurige Katastrophe benutzte das bisher so gut wie aufgehobene Inquisitionstribunal und setzte sich wieder in seine alten blutigen Rechte" (31). Es war vorauszusehen, „wen der erste Bannstrahl dieses fürchterlichen Gerichts treffen würde" (32). Der Minister „wurde vor die Schranken der Höllenrichter gefordert".

Die motivische Entlehnung aus Schiller besagt mehr als eine äußere Gemeinsamkeit des Stoffes, sie gibt Zeugnis für eine ähnliche Gesinnung, wenn es sich um freiheitliche Belange und das Pathos einer jungen,

---

[1] Ein ähnliches Verhalten der Geistlichkeit findet eine scharfe Abrechnung in dem schon einmal zum Vergleich herangezogenen Roman von Bouterweck „Graf Donamar". Auch dort fällt schließlich ein freiherziger, fortschrittlich denkender Minister, der Graf Donamar, der Rache seiner Feinde, die mit der Geistlichkeit im Bunde stehen, zum Opfer, da der Fürst, der seinen Minister bislang verehrte und verteidigte, nicht mehr die physischen und psychischen Kräfte aufbringt, sich gegen die List und die Gewalt der den Minister ablehnenden Kreise durchzusetzen.

[2] Den Einfluß Schillers auf die gereimten Gedichte der „Strophen" stellte Hans Trube heraus; gleichzeitig wies er auf wörtliche Entlehnungen hin; a. a. O. S. 100 und S. 100, Anm. 33. In dem Roman nennt Wetzel den verehrten Dichter namentlich: „Kleon wollte eben Schillers herrlichen Hymnus an die Freude anstimmen, den er . . . in seine Muttersprache übertragen hatte . . ." (246). Weitere lobende Worte über Schiller werden in einem anderen Zusammenhang erwähnt.

feurigen Seele handelt. Die Richtung gegen die Priester und ihr freiheitsraubendes Tun weist wie die Anzüglichkeit der Ironie noch die sachlich-bittere Feststellung, daß der Minister, „der bisher den Elementen Ruhe gebot und Länder umschuf und seines Königs König gewesen war", es nicht vermochte, „sich vor Menschen zu beugen, die am Geist und Charakter so unendlich tief unter ihm standen".

Wie in den Dichtungen der Sturm-und-Drang-Zeit das Evangelium der Tat, der befreiten Kräfte verkündet und ein hohes Lied auf die tätige, schöpferische Persönlichkeit gesungen wird, so nimmt Wetzel für den Menschen größter Aktivität Partei. Kleon und seine Freunde handeln, und auch Fernando, der spätere Einsiedler, lebte als schaffender regsamer Mensch während der Zeit seiner staatlichen Betätigung. Solche Grund- und Glaubenssätze bestimmen auch die Kritik Kleons an der geistigen Verfassung des gegenwärtigen Griechenlands mit. „Er verglich im Stillen den jetzigen Zustand seines Volkes mit dem ehemaligen glänzenden; er sah sich um nach einem Miltiades, nach einem Leonidas, aber da war kein Retter; keiner, der's gewagt hätte, seine Stimme männlich und frei gegen die Despotie zu erheben. Er sah seine Nazion in einer Erschlaffung hinträumen, die mit dem ehemaligen freisinnigen Heroismus Griechenlands traurig kontrastirte; . . ." (86). Der Sturz Fernandos beraubt ihn der Möglichkeit, auf dem von ihm angebauten Felde weiter tätig zu sein. Diese Fesselung betont Wetzel gegenüber der Tatbereitschaft des einst frei handelnden Staatsmannes. „Der Mann, der das Schicksal von Provinzen gelenkt hatte, um dessen Gunst sich die mächtigsten Höfe Europas wetteifernd bewarben, dieser ewig schaffende, und doch ewig unermüdete Genius wurde verurtheilt, in einem entlegenen Kloster täglich eine gewisse Anzahl Paternoster und Avemaria's zu beten. Man denke sich diesen langsamen Tod eines der ersten Geister des Jahrhunderts" (32f.). Über Fernando, der diese „Folter" nicht ertragen konnte und floh, verbreitet man abschreckende Geschichten. Mit der Erwähnung solcher Schauermärchen stellt Wetzel, der sich hier wieder rationalistischer Methodik bedient, das Wesen der Geistlichkeit, ihre Spekulation auf blinde Gläubigkeit und ihre Verwendung zweifelhafter Mittel in ein propagandistisch grelles Licht, so daß keinerlei Achtung vor ihrem geistigen und menschlichen Wert bestehen bleiben kann. „Er entfloh heimlich, und man breitete im Lande aus, der Teufel habe einst während der Frühmesse diesen Freund Voltair's und Rousseau's bei lebendigem Leibe geholt, um ihn wahrscheinlich nebst diesen Ketzern auf einem Roste zu braten. Ja manche gingen in ihrem Eifer für die allein seligmachende Kirche so weit, daß sie keck behaupteten, es klebe noch an den Wänden seiner Zelle Blut und sie hätten den feurigen Schein recht deutlich gesehen, worin der höllische Überall und Nirgends mit dem versteinerten Sünder aufgefahren sei . . .[1]" (33). Den Worten des Hasses gerade auf die alleinseligmachende Kirche liegt nicht nur eine

[1] Teilweise abgedruckt bei Schultz a. a. O. S. 275.

geistige Verbindung mit den Stürmern und Drängern und in geringerem Maße mit den Rationalisten zugrunde, sondern, wenn auch nicht in der Stärke dieses Einflusses, eine protestantische Haltung. Wie die religiöse Entwicklung des jungen Wetzel bis zu den Jahren 1804/05 verlief, also bis zu den Jahren einer gefestigten, allerdings nicht streng kontinuierlichen Einstellung, ist gut überblickbar[1]. Er vertauschte den „dogmatischen Kirchenglauben" des väterlichen Hauses mit der freieren Auffassung eines „wahren Christentums", dem die Bibel oberste Autorität blieb. Das Abrücken von den Glaubenssätzen der Orthodoxie bedeutete also beileibe nicht das Aufgeben einer protestantischen Grundhaltung. Gerade Männer wie Luther und Gustav Adolf besaßen seine ganze Verehrung; wenn sie auch nicht im „Kleon" nachzuweisen ist, so doch um die gleiche Zeit in den „Strophen"[2] und nachher in „Fischers Reise"[3]. Bei seinem also vielfach genährten Freiheitssinn muß nun gewiß eine der Intoleranz zuneigende Haltung — sei es die der katholischen Kirche oder einer anderen — ihm zuwider sein. Der Gedanke der Toleranz (der Name Voltaires wurde oben in dem Gerücht der Geistlichkeit von Wetzel in einem nicht unfreundlichen Sinne zitiert) betont wieder die verschiedentlich gefundene Verwandtschaft zu dem Denken der Aufklärung. Kleon „haßte nichts so sehr, als Zwang, zumal religiösen" (86). Eine Maßnahme der türkischen Regierung, die dem Toleranzgedanken zu widerläuft, wird von Kleon weniger um ihrer wirtschaftlichen Auswirkung als um des starr-kirchlichen Eifers feindlich aufgenommen. Kein Ausspruch des Dichters könnte mehr den Verlauf des Romans nach den Richtlinien von „Ideen" belegen als diese Beurteilung einer Handlung der Fremdherrscher[4].

Wie sehr der Zwang in religiösen Angelegenheiten von Wetzel verurteilt wird, bezeugt noch einmal ein Wort des Bedauerns für die französischen Hugenotten, das gleichzeitig eine Spitze gegen den selbstherrlichen Ludwig XIV., den Sonnenkönig, also gegen die „Despotie", enthält. Wetzel meint in einer Zwischenrede des Autors, daß es vergebens wäre, tugendpredigende Moralisten bekehren zu wollen, — „wolle man auch das Mittel anwenden, wodurch der höchstseelige Ludwig XIV. viel Hugenotten zur allein seligmachenden Religion bekehren ließ, durch

[1] Trube a. a. O. S. 108. [2] Trube a. a. O. S. 109.

[3] Fischers Reise von Leipzig nach Heidelberg im Herbst 1805. Görliz by C. G. Anton 1808, S. 30, 84.

[4] „Ein gemeiner Grieche in Sophia hatte aus Rache gegen einen muhamedanischen Priester eine Moschee in Brand gesteckt. Er wurde ergriffen und zum Feuertode verdammt, und die griechischen Einwohner der Stadt noch obendrein verurtheilt, die Moschee auf ihre Kosten, und zwar größer und prächtiger, aufbauen zu lassen. Doch das möchte noch gehen; aber (so lautete der Befehl des Mufti aus Stambul) die Griechen müßten auch durch eine Deputation aus ihren Mitteln den Grund legen zu dem neuen Tempelgebäude und der Einweihung der neuaufgebauten Moschee beiwohnen. Heraklius [Kleons Vater] protestirte heftig wieder [sic] diesen Befehl, wurde aber deshalb auf 6 Monate seines Postens entsetzt. Dieses Ereignis empörte unsern Kleon unglaublich . . ." (85f.).

seine Dragoner — ich meine das Kitzeln der Fußsohlen bis zu Konvulsionen" (425).

Neben die durchgängige Negierung der fürstlichen und kirchlichen Gewalten tyrannischen Gepräges kann indessen ein positiver Vorschlag, die Eröffnung eigener Pläne, die Entwicklung eines eigenen, wenn auch oberflächlichen und unvollkommenen Programms gesetzt werden, den der schon herangezogene Bericht über Fernandos Tätigkeit liefert (27 ff.). Mit diesem Minister kam „ein frischer, jugendlicher Geist" in das sonst so „indolente Volk" der Spanier. Man kann sagen: ein freierer Sinn. So besaß Fernando selbst „dies ungezwungene, freie, fast bürgerlich einfache Betragen, — eine Vermeidung jedes gekünstelten oder angeordneten Verhaltens, jeglicher Etikette und eine ausgesprochene Bevorzugung der Natürlichkeit — ein Verhalten, das ihn in Gegensatz zum Adel brachte". Und er besaß „verdächtige Grundsätze", die herrschende Religion einzudämmen, eine Gesinnung, die ihm — wie erwähnt — die erbitterte Feindschaft der Geistlichkeit eintrug. Seine kirchliche Ungebundenheit ließ ihn gegen die Klöster vorgehen. Ein freier und schaffensfreudiger Mensch, wie er war, sorgte er für das Wohlergehen und für die Bildung des Volkes, zog er doch „berühmte Denker und Künstler" in das Land. Unter dieser freiheitlichen Führung blühte das Land auf: geistig wie wirtschaftlich. Diesen Fortschritt stellt Wetzel insgeheim, aber doch deutlich ablesbar, den unerfreulichen Auswirkungen der despotischen Herrschaft gegenüber. Man sah „in ein gelobtes Land, in eine goldne, segensreiche Zukunft".

Diese Kunde von Fernandos staatsmännischem Wirken und dem von ihm geschaffenen Zustand seines Landes besitzt zwar ganz den Ton und die Farbe eines Wunschbildes — in dieser Hinsicht und nur in dieser den Eröffnungen des Marquis de Posa vor Philipp nicht unähnlich — und weist demnach wenig von dem besorgten Erfassen einer staatlichen Wirklichkeit auf, aber diese Beschaffenheit vermittelt gerade die Grundstimmung des Romans. Überdies belegt der Bericht jedoch eine tatbereite Gesinnung, wenn schon ihr Höhenflug in das Ideale und Jugendlich-Leidenschaftliche verhindert, daß Wetzel auf dem Boden realer Politik einen festen Beobachtungsplatz aufsuchen kann.

Betrachtet man rückblickend den Kampf Kleons und seiner Gesinnungsgenossen, so ergibt sich, daß neben dem Haß gegen kirchliche und fürstliche Zwangherrschaft doch auch ein Gefühl für die Eigenarten des Volkes der Mainotten und der Nation der Griechen sie dazu bewegte. Der Sinn für das Nationale schließt jedoch weltbürgerliche Wünsche nicht vollkommen aus[1]. Trube erkennt für die „Strophen", daß Wetzel nur schwer „von dem Traum des Weltbürgertums" läßt[2]. Eine solche Hinneigung ist im „Kleon" nicht festzustellen. Es ist hierfür recht bezeichnend, daß die zweimalige Erwähnung eines kosmopolitischen Ge-

[1] Über die Einwirkung von älteren Zeitgedanken vgl. O. Walzel, Deutsche Romantik. I. Welt- und Kunstanschauung. Leipzig und Berlin 1923, S. 104 ff.

[2] Trube a. a. O. S. 115.

dankens in einem Zusammenhang erscheint, der eine Ausdeutung im Sinne des Weltbürgertums erheblich abschwächt. „Oft brach Kleon in das Lob der Deutschen aus, nicht bloß, um seinem Freunde zu schmeicheln, sondern auch aus wahrer inniger Achtung für das edelste aller Völker." Damm[1] lächelte, und als Kleon einmal behauptete, außer den Griechen habe doch kein Volk der Erde so viel Sinn für das Große, wie die Deutschen, so äußerte der Maler folgendes: „Wahr ist's, wir haben Männer aufzuweisen, die sich den größten Genies anderer Völker an die Seite stellen können. Aber mit dem Sinn für's Große, Weltbürgerliche sieht's noch sehr luftig aus und hohl . . ." (224). Der Erwähnung des Weltbürgerlichen geht unmittelbar eine große Auszeichnung des deutschen Volkes voraus, die das Volk deutlich von vielen anderen Völkern abhebt und seine Sonderstellung betont. Überdies bezieht sich der folgende Teil der Ausführungen des Malers auf das „Große" und damit werden literarische Dinge in leicht polemischer Form berührt: das Thema des Weltbürgerlichen tritt vollständig zurück. Es wird im weiteren Verlauf des Romans noch einmal angeschlagen, aber nur mehr beiläufig — die volle Betonung erhält ein Gedanken, der sich auf die Liebe zur Heimat bezieht. „Wem schlägt nicht das Herz — wenn mißverstandener Kosmopolismus oder kleinstädtische Großstädter eben dieß Herz nicht gegen die heiligsten, zartesten Empfindungen der Menschheit überglatteis't hat — wem schlägt's nicht hoch, wenn er nach jahrelanger Entfernung die Glocken wieder läuten hört aus blauer Ferne, . . . wenn er den Thürenknopf wieder erblickt, über den er als Kind, da man ihn einst herunter nahm, staunte, daß er so groß sei, und von der Erd' aus doch so klein, wie ein Stern? . . ." (343f.).

Zusammenfassend kann man den Gehalt des „Kleon"[2] — soweit er uns bei dieser Betrachtung angeht — dahingehend charakterisieren, daß Wetzel mit der pathetischen Einseitigkeit des jungen Mannes die Gefühle zu Papier bringt, die wirkliche Verhältnisse und ernsthafte politische Belange in ihm ausgelöst haben. So treten also die Verhältnisse, die er haßt, bekämpft und verwünscht, nur in der Umformung Wetzels auf, der ganz im Banne der Idealität steht. Ist die Darstellung nur bedingt als ein Spiegel der politischen Welt seiner Zeit zu werten, so doch ohne Zögern als ein Spiegel der Seele unseres Dichters. Schon im „Kleon" (wie in den „Strophen"[3]) können wir seinen der Politik zugewendeten Sinn erkennen. Wie nun diese politische Lebendigkeit im weiteren Verlauf der Wetzelschen Entwicklung sich an den ganz eindeutig gestellten Fragen jener Zeit bewährt, ob er sie überhaupt wahrnimmt, ob sein Temperament ihm eine am Tatsächlichen gebildete Durchdringung gestattet und dann — ob er Antworten auf die vielen Fragen findet: der Klärung dieser Ungewißheit gilt unsere weitere Betrachtung.

[1] Der Freund und Mitkämpfer Kleons, der deutsche Maler Damm, ist der Hauslehrer von Fernandos Sohn, der in dem Roman Karl Odenwald heißt.

[2] Vgl. Schultz a. a. O. S. 247f. [3] Vgl. Trube a. a. O. S. 107

2. Der Blick auf die politische Wirklichkeit.

In „Fischers Reise von Leipzig nach Heidelberg im Herbst 1805".

Ob Fortschritt oder Rückschritt gegenüber dem „Kleon" in der politischen Meinungsbildung eintrat, ob die Urteile gleich oder verändert sind und welche Anschauung Wetzel gewann: dies festzustellen ist unsere Aufgabe. Die Anlage und die formale Ausführung der „Reise" begünstigt weitgehend das Vorhaben; Ansichten zu geistigen Gebieten wie Dichtung, Theater, Religion und Politik brauchen in der „Reise" nicht gedeutet zu werden, etwa wie aus einem Drama oder aus einem lyrischen Gedicht, also aus impliziter Form, sondern Wetzels Äußerungen geschehen unmittelbar verständlich wie in einem kritischen Tagebuch, also in expliziter Form. Die Anschauungen unseres Dichters, in Beziehung gesetzt zu denen im „Kleon" und denen im „Magischen Spiegel", das Verfolgen eines im Thema einheitlichen Vorganges sollen uns Klarheit über Wetzels Stellungnahme zu den dringlichen deutschen Problemen verschaffen.

Vaterland und Freiheit (dieses Mal von äußerer und innerer Bedrängung) war das vom „Kleon" verbleibende Thema, aber die Form gewann ein anderes Aussehen; dem allein vom Gefühl bewegten, leidenschaftlichen Äußern gegenüber setzte sich zwar eine erregte und von der Sache mitgerissene, aber doch maßvollere, von den wirklichen Verhältnissen bestimmte Stellungnahme durch. Dem ungehemmten Ausströmen folgte die Bändigung. Der Jüngling schwärmte und sprach zu den Lüften, der Mann blickt auf die Gegebenheiten des Lebens und begründet unmittelbar verwertbare Meinungen. Wenn im „Kleon" der Leser über die Fiktion des Neugriechischen hinweg eine gewisse Unterweisung erhielt, in der „Reise" führt der eingeschlagene Weg unverdeckt durch Deutschland und zu Persönlichkeiten und Problemen der Gegenwart.

Wie ein Ernst Moritz Arndt, der 1805 an dem ersten Teil von „Geist der Zeit" arbeitete, gibt Wetzel, ernst und im Herzen erregt, Rechenschaft über Fragen, die nicht nur einen deutschen Staat, sondern das ganze deutsche Volk angehen.

Der Zeitpunkt, an dem Wetzel die „Reise" verfaßt, muß vor der Schlacht von Austerlitz liegen, da er die gewiß bedeutungsvolle Niederlage der Verbündeten überhaupt nicht erwähnt. Daß die Schrift erst 1808 erschien, sagt nichts Beweiskräftiges gegen die Annahme. Wenn wir auch nicht meinen, daß Wetzel die „Reise" nicht veröffentlichen wollte (wie früher die „Strophen"[1]), so können wir doch sehr wohl annehmen, daß er sie nicht veröffentlichen konnte: weil er keinen Verleger fand. Die Jahreszahl auf dem Titelblatt „1805" braucht also nicht als eine Fiktion angesehen zu werden. Wenn Wetzel von den anrückenden französischen Truppen spricht, so stimmt diese Angabe mit dem geschichtlichen Verlauf überein. Ein in Heidelberg verlesener Befehl des

[1] Trube a. a. O. S. 25.

„Churfürsten" lautete dahin, daß man „die bald ankommenden Franzosen als Freunde wohl aufnehmen" solle (136). Es schien, „als schritte ein großes neues Schicksal für Deutschland über den alten Rhein herüber, und bereitete in verhängnisvoller Stille den entscheidenden Schlag vor".

Wie sehr Wetzel alle guten Wünsche und seine ganze starke Liebe Deutschland entgegenbringt, seinen Blick richtet er nicht ohne bange Ahnungen auf die kommenden Ereignisse — wie stolz sich auch seine ermunternden Worte ausnehmen mögen. „Mit Freuden möchte sich der Einzelne opfern, wenn nur dem Ganzen Heil aus diesem neuen Kampf erwächst und das edle Vaterland nicht ruhmlos die blutige Wahlstatt verläßt" (137).

Wetzel sieht recht klar, daß die politische Lage in Europa und die deutschen Schicksale nicht von ungefähr zu erklären sind. Er liebt sein Vaterland, ohne dabei jedoch blind zu sein für die Schwächen im eigenen Hause und die Vorzüge der Feinde. Man muß die Verhältnisse diesseits und jenseits der Grenzen unbefangen betrachten und beurteilen, dann kann man erst die Mängel abstellen und seinem eigenen Lande wirklich dienen. Das Übersehen der eigenen Fehler oder gar falsche Nachsicht lasse alles beim Alten und verschlechtere die Nöte. So gesinnt beurteilt Wetzel die Verhältnisse. Zieht er gelegentlich einen Vergleich zwischen deutschen und französischen Verhältnissen, so kann es geschehen, daß er vom Feinde ein verschöntes Bild entwirft (122). Aber dies tut er (auf eine sehr zweckmäßige Weise) mit der edelsten Absicht: er will die Schwächen auf der eigenen Seite besser sichtbar machen, um sie tilgen zu können. Frei von jeder Engstirnigkeit und von bösartigem Stolz sucht er Wege zur Besserung zu weisen.

„Ich halt' an meinem Volk, keiner kanns mehr, aber wahr muß wahr bleiben" (124).

Die Furcht vor selbstgefälliger und nicht zur Umkehr bereiten Verblendung sowie vor der Möglichkeit, mißverstanden zu werden, bewegen ihn, diese Beteuerung auszusprechen. Wie sehr Wetzel auch Napoleon durchschaut und verabscheut — die „Strophen" sprechen zur Genüge davon[1] — so ist es für unseren Dichter doch nicht damit getan, ihn zu beschimpfen und ihm zu fluchen. Der wache Verstand, der bei Wetzel mit einer ungehemmten Tätigkeit der Phantasie wechseln kann[2], rät ihm, die Erfolge des Mannes zu ergründen, um daraus zu lernen. „So öffnet doch endlich das Auge und seht!" (122). Bei einer solchen Einsichtigkeit ist es nun nicht verwunderlich, daß er Napoleon von zwei verschiedenen Warten aus betrachtet: von der des entflammten Patrioten und von der des kühlen Beobachters, dem die großen Fähigkeiten des französischen Gewaltherrschers zumindestens ihre Anerkennung abgewinnen. Es ist verständlich, daß der Romantiker und Nachfahre der

[1] Trube a. a. O. S. 108.
[2] Schultz a. a. O. S. 233.

Stürmer und Dränger einer ungebrochenen, starken Persönlichkeit sein gut Teil Sympathie nicht entziehen kann[1].

Auf zwei Gruppen schaut das kritische Auge Wetzels: auf die Gruppe Napoleons[2], des „großen Zauberers"[3], des „großen Führers", und seiner Soldaten sowie auf die der Fürsten und ihrer Streitmacht. Die negative Kritik trifft die Deutschen. Wetzel spürt, daß die äußere und innere Verfassung es den deutschen Heeren unmöglich macht, dem großen Widersacher, dem „neuen Cäsar und seinem Glück" (122) entgegenzutreten und ihn zu vernichten oder nur sich zu behaupten; unser Dichter, jetzt gereift durch die Erfahrungen der vergangenen Jahre, der im „Kleon" nach Freiheit rief, findet die Ursache der Mängel. Er bemerkt jene Verfassung, die später dazu berechtigte, daß im Hinblick auf Preußen das Wort ausgesprochen wurde: „Wir sind auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen."

Wetzel bringt schließlich seine Einsicht auf eine Formel (die dem Wissenden indessen alles sagt); zuvor untersucht er. „Wahr muß wahr bleiben." Bei der Beantwortung der Frage, warum Napoleons Heer unüberwindlich sei, zeigt es sich auch, daß er nicht gedenkt, einen Teil der Wahrheit für sich zu behalten. „Dadurch, daß er auch den Gemeinsten wissen läßt, warum er schießt und haut. Dadurch, daß er bloß auf den Zweck sieht, das Ganze scharf im Auge hat, dem gemeinen Krieger menschliche Freiheit gönnt, und weiß, daß nur freie Menschen-

[1] Vgl. Otto Brandt, August Wilhelm Schlegel. Der Romantiker und die Politik. Stuttgart und Berlin 1919, S. 85.

[2] Selbst Ernst Moritz Arndt, der kerndeutsche Mann, der seine Vaterlandsliebe nicht zu beteuern braucht, versagt dem tief gehaßten „kleinen" Korsen nicht eine im Grunde doch anerkennende Beurteilung. Geist der Zeit, Bd. I, S. 274ff.: „Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die Meisten tun in Haß und Liebe . . . Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltene Naturkraft, und sie kann man auch Bonaparten nicht versagen."

[3] Brentano, Clemens, Nachtwachen von Bonaventura, Herausgegeben von Erich Frank, Heidelberg 1912. Mit der Erwähnung Napoleons als großen Zauberer meint der Herausgeber Wetzel eindeutig festlegen zu können; so reiht er ihn in die Schar der Unwissenden ein, die 1805 noch Napoleon als den „Heiland der reinen Vernunft" ansahen. Daß Wetzel gerade in der „Reise" versucht, Vorschläge zu einer Gesundung der deutschen Verhältnisse zu machen, damit erfolgreicher Widerstand geleistet werden kann – diese Absicht muß Frank, wohl im Eifer, unseren Dichter als Verfasser der „Nachtwachen" auszuschalten, entgangen sein. Wie wenig ein Lobeswort Napoleons für die gesamte Stimmung Wetzels heranzuziehen ist, besagen in sehr überzeugender Weise seine Ausführungen – um dies vorweg zu nehmen – im Magischen Spiegel. Selbst hier – nach der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone – findet Wetzel in seinem Zorn auf den französischen Eroberer doch noch sachliche, sogar anerkennende Worte für das Format seiner Persönlichkeit. Diese Tatsache hat Frank (S. LXXXIII) mit keinem Worte angerührt. Warum wohl nicht? Um keine offenen Türen einzurennen, sei auf das Referat von Berend verwiesen, der auch diese kuriose Folgerung Franks gebührend würdigt. (Euphorion, XIX. Band, S. 796ff.)

kraft auf einen Punkt konzentriert, das Große, das Bewunderungswerte tut und schafft, nicht tote, hohle Maschinerie" (122ff.)[1].

Wetzel tadelt im Grunde das Fehlen einer gemeinsamen Idee — wir heute gerade können wieder ermessen, welche Kräfte sie freizumachen vermag — und die Erstarrung des militärischen Systems[2]. Daß die Fremden „sich fühlten" und ihnen eine tatkräftige Führung zukam, das gab ihnen Stärke. Wetzel gibt weitere Gründe für die Macht der Napoleonischen Heere an, und zwar in einer besonderen Auswahl. Während er auf die Vorzüge des feindlichen Feldherrn aufmerksam macht, verurteilt er die Schwächen und die Fehler — die ganzen Unzulänglichkeiten der eigenen Seite. Wodurch ist der Gegner stark? „Dadurch, daß er groß über Kleinigkeiten wegsieht, dem Soldaten nicht den Zopf mißt und den Fuß richtet, und mit dem Stock zuhaut, wenn dieser einen halben Zoll zu sehr auswärts steht, seine $^1/_2$ Linie zu lang oder zu kurz ist" (123). Es fällt für das eigene, abzulehnende Verfahren das bissige Wort „Tanzmeister- und Friseurkünste" (123). „Welche Hoffnung des Sieges! des Glückes!", gibt Wetzel in sehr ironischem Ton zu bedenken, „wenn ein Soldat, der für sein Land in den Tod hinein soll, vor versammeltem Volk für ein geringfügiges Vergehen, das die Franzosen nicht kennen, den Stock erhält?"

Seine Anklage nimmt er in der Begründung, warum in den feindlichen Heeren eine verschiedene Stimmung vorhanden sei, wieder auf — allerdings mit ernsten Worten. „Woher der Unterschied? Fehlt es dem Deutschen an Kraft, an Ausdauer, an rüstigem Mut? O nein! Woran fehlt es denn? An nichts — aber etwas ist zuviel! — der Stock" (122).

Der Schaden, den der Zwang in dieser Form anrichtet, ist nicht leicht zu unterschätzen. Wetzel legt eine einfache Folgerung vor, um die Schädlichkeit des Stockes darzutun: „Wo der herrscht, da ist

---

[1] Eine eindrucksvolle Bestätigung des Wetzelschen Urteils entnehmen wir dem Werk von Victor Bibl: Kaiser Franz. Der letzte Römisch-Deutsche Kaiser. Leipzig und Wien 1938. „Die Zeit der Kabinettskriege war vorüber: wollte man die Franzosen niederringen, so mußten sie mit ihren eigenen Waffen geschlagen, mußten aus den passiven und gleichgültigen „Untertanen" aktive, selbsttätige „Staatsbürger" herangezogen werden" (168).

[2] Wieder ist eine auf das gleiche Thema gerichtete Äußerung Arndts zu vergleichen, um Wetzels Denken und Schreiben, seinen patriotischen Eifer voll und ganz zu würdigen. Geist der Zeit, I. „Die Wunder, die man gemacht hat, verschwinden und Frankreichs Siege werden leider nur zu natürliche Begebenheiten. Die Männer eines Volks von fünfundzwanzig Millionen Menschen fechten gegen mehrere schlecht verbundene Heere, von Einem Sinn, von Einem Gefühl belebt, daß man sie unterjochen will. Was noch Nationales in ihnen gewesen, was neu hineingekommen war, erwachte, sie fühlten sich" (226). „Bei den Feinden [der Franzosen] hingegen alles nach alter Weise, selbst nach Jahren von Unfällen konnten sie nicht klug werden. Sie voll Formeln und Vorschriften, mit dem langsamen Schlendrian des Herkommens gegen revolutionäre Heere, von tausend Köpfen hin und her gedreht, mit aller Unbehülflichkeit alter Ordnung, für welche sie ja eben fechten sollten, mit Feldherren die nur durch graue Köpfe merkwürdig waren, ohne allen Geist, solcher geistigen Gewalt der Feinde entgegen zu wirken" (227).

kein Ehrgefühl, kann keines sein; wo das fehlt, ist kein Sieg, noch Glück" (122).

Soviel ist zu den Wetzelschen Ausständen zu bemerken, sie entstanden nicht an einem falsch gesehenen oder willentlich verzerrten Bild der Wirklichkeit. Wie spricht es doch für die Urteilskraft Wetzels, wenn der so überaus verläßliche Gustav Freytag in der Darstellung der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" ähnliche Schäden wie der Zeitgenosse der Ereignisse aufzählt! „Die Übelstände sind bekannt, niemand hat strenger darüber geurteilt, als die preußischen Militärschriftsteller seit dem Jahre 1807. Allerdings war die Behandlung der Soldaten noch überhart, an der knappen Montur, der schmalen Kost wurde unwürdig gespart, endlos war das Drillen, endlos die Paraden, das unvertilgbare Leiden der preußischen Heere; die Manöver waren unnütze Schauspiele geworden, bei denen jede Bewegung vorher überlegt und einstudiert war, unfähige Oberoffiziere wurden bis ins höchste Greisenalter bei der Fahne gehalten. Fast nichts war geschehen, die veränderte Art der Kriegführung, welche in der Revolution aufgekommen war, der alten preußischen Heereseinrichtung anzupassen[1]."

Wetzel bedenkt, daß der Deutsche manches von seinem „westlichen" Nachbar lernen kann, und das „muß" er sogar tun, wenn „etwas Ganzes, Rechtes" aus ihm werden soll. Es sind gute Beobachtungen der deutschen Volksart, die ihm diesen Rat nahelegen. Der Deutsche, meint er, „beharrt zu gern am Alten, an der hergebrachten Form" (124). Diese Haltung eines gewiß schätzenswerten Konservatismus, dieser Ausdruck einer engen Verbundenheit mit dem Geschehenen, diese Ehrfurcht vor dem Gewordenen zeitigt aber, wenn ein lebenskräftiges, von Grund aus wandelndes Neues heraufkommt, einen verderblichen Stillstand, „während die Zeit draußen, und die übrige Welt schon längst mit neuen Schwingen fliegt" (124). Erstaunlich ist es zu beobachten, wie der Geist, der im „Kleon" sich nur freiheitstrunken gebärdete, zu den Forderungen der wichtigen und ernsten Jahre ein positives Verhältnis gewinnt.

Wetzel vertritt die ganze bittere Wahrheit: „Weg mit der abgenutzten, vergriffenen Form!" Dies ist nun kein pathetisch-revolutionärer Ausspruch mehr, als der die Worte im „Kleon" gelten müßten, sondern die Summe vieler Erfahrungen und Beobachtungen eines den Geschicken seines Vaterlandes ganz zugewandten Mannes — es ist die Bekanntgabe einer ihn selbst drängenden Einsicht, denn „der Ernst der Zeit gebietet ein Andres!" Er weiß nur zu gut, was mit dem Ernst zu verstehen sei, spricht er doch wiederum von dem neuen „Cäsar und seinem Glück". Warmherzig redet Wetzel von der ihm erkennbaren Zukunftsaussicht und wieder ist zu spüren, wie dieser nicht bequeme Mahner und Tadler seines Volkes, von einer mächtigen Liebe getrieben, wirkt.

[1] Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Th. Knaur Nachf. Berlin II, S. 76. Siehe auch Heinrich Steffens, Was ich erlebte. Leipzig 1913, Eckardt-Verlag II. Bd., S. 87f.

„Und wenn unser edles Volk nur diese Wahrheit, den Wink der Zeit, tiefer beherzigt, lebendiger sich stimmt ins allgemein rastlos, vorwärtsstrebende Leben! dann Heil dem Kriege, der jetzt fürchterlich seine Blitze zusammenzieht" (124).

1808 kommt Wetzel als Mitarbeiter des „Phöbus", den Adam Müller und Heinrich von Kleist[1] gemeinsam herausgaben, und später der „Berliner Abendblätter",[2] in denen der Kreis der christlich-deutschen Tischgesellschaft seine Ansichten vertrat[3], zur Geltung. Schaut man auf die Bemühungen Wetzels um das Vaterland, wie sie schon in der „Reise" zum Ausdruck kommen, so gewinnt man die Überzeugung, daß die Mitarbeiterschaft einen Mann — trotz aller gedanklichen und ständischen Verschiedenheit — zu ähnlich gesinnten Männern führte. Auf diese geistige Verbundenheit weist besonders ein Beitrag Wetzels (Berliner Abendblätter, 48. Blatt, den 24. November 1810): „An die Recensenten der Elemente der Staatskunst von Adam Müller." Wenn die Verse auch gegen eine bestimmte Klasse von Rezensenten zielen, denen hier als Eigentliches über ihre Willkür einige Wahrheiten gesagt werden, so schließt die Überschrift doch ein, daß Wetzel es sich angelegen sein läßt, seine Zustimmung zu Müllers Werk zu betonen. Gerade dieser satirische Beitrag erhellt (erheblich mehr als die anderen kleinen Beisteuerungen Wetzels, die nicht unmittelbar das Thema der „Abendblätter" wieder aufnehmen, das diese Zeitung vor ihrer Fesselung durch die ungnädige Obrigkeit durchgehend anschlug und auf allen Gebieten des geistigen und kulturellen Lebens beibehielt) — diese Stellungnahme erhellt vorab, wie das Wetzelsche Erscheinen in der lange Zeit streitbereiten Zeitung, die der Bekannte aus Dresdner Tagen, Heinrich von Kleist, redigierte, gewiß eine Gesinnungsgemeinschaft veranschaulicht.

Die Abneigung gegen Preußen und das preußische Wesen, die schon im „Kleon" hervortrat, kehrt in der „Reise" wieder. Wenn dort die Ablehnung Preußens auf ein Auflehnen gegen jeden persönlichen und allgemeinen Zwang zurückging, so gibt Wetzel die Gründe für dieses völlig fremde Verhältnis in der „Reise" deutlicher an. Er verurteilt nicht mehr in Bausch und Bogen eine verhaßte Tyrannei, sondern begründet an Einzelheiten seine Haltung. Zunächst mißfällt ihm das Machtstreben Preußens, dessen Bemühen er noch als Auswirkung einer häßlichen Machtgier und Störung der innerpolitischen deutschen Verhältnisse tadelt. Die Erfüllung der preußischen Politik ahnt Wetzel in der „Reise" nicht, und das Ethos des preußischen Soldatentums ist ihm kein Begriff.

[1] Über die persönliche Bekanntschaft Wetzels mit Adam Müller und Heinrich von Kleist siehe Trube a. a. O. S. 37 und 43.

[2] Vgl. die wichtige Untersuchung von Reinhold Steig, „Friedrich Gottlob Wetzel als Beiträger zu Heinrich von Kleists 'Berliner Abendblättern'". Herrigs Archiv LXV, Bd. CXXVII, S. 25–30.

[3] Über die „Berliner Abendblätter" und die Ideen der christlich-deutschen Tischgesellschaft siehe Richard Benz, die deutsche Romantik. Geschichte einer geistigen Bewegung. Leipzig 1937, S. 378f und 379ff.

Die Erinnerung an Luthers Aufenthalt in dem an Preußen gefallenen Erfurt — das mainzische Erfurt kam 1803 durch die Abmachungen im Reichsdeputationshauptschluß an Preußen — bringt ihn wieder besonders dazu, seinen Unwillen frei auszusprechen. Von den „in der Naturgeschichte königlichen Eigenschaften" des Adlers[1] „will man hier vornämlich die bemerken, daß er zwar nichts Totes frißt, aber desto begieriger nach Lebendigem jagt . . ." (65). Wenn die Einwohner Erfurts täglich die „Nemesis" anrufen, so ist diese Bemerkung eine scharfe Spitze des Dichters gegen Preußen, erinnert aber doch an einen Bericht über die Zustände in Münster und entbehrt daher nicht vollkommen der Glaubhaftigkeit[2]. Die satirischen Auslassungen sind nicht als zweckfreies geistreiches Spiel anzusehen, sondern sie dienen immer Wetzels Bestreben, die wirklichen Verhältnisse einer ernsthaften Kritik zu unterziehen und seinem aufrichtigen Willen: zu bessern. Das scheidet sie weitgehend von der Art der Tieckschen Satiren[3]. Sein Urteil geht da hinaus, daß ein Krämergeist mit seiner leidigen Beengung jeglicher gedeihlichen, freiheitlichen Zustände ausgemerzt werden müßte, wenn fruchtbares Leben Raum haben soll.

„Und wirklich scheint die väterliche Sorge der Regierung hier fast gar zu sehr ins Detail zu gehen." Wenn er tadelt, daß ein Pfund Löwenzahn und andere gemeine Feldblumen nicht frei durchs Tor genommen werden können — „In der Tat: zu viel Ehre und Aufmerksamkeit für so schlichtes Landvolk" —, und spöttisch überlegt, ob man nicht auch bald den „Staub" wird „veraccisen" müssen — „gewiß ein gutes Mittel die Reinlichkeit der Stadt zu befördern" —, so enthalten solche ironischen Angriffe doch nur — eben verkleidet — die alte Mahnung: „Weg mit der abgenutzten, vergriffenen Form!", allerdings in scharfer Form, weil es sich um Preußen handelt.

Alles Lebendige verlangt Freiheit, um atmen und sich entwickeln zu können; Zwang verletzt Werdendes und bedrückt Gewordenes. Wetzel mit seinem starken Sinn und Eifer für das Organisch-Entwickelte zieht gegen falschen militärischen Geist ins Feld. Eine rein sachliche Erwägung führt ihn zu seiner Meinungsbildung. Bei einer Besprechung des hessischen Staates berührt er die Frage des echten und des falschen Militarismus. „Die hessische Regierung hat den Charakter

[1] Goethe, Die Vögel. Goethes Werke, Weimar, Hermann Böhlau 1894, 1. Abt., 17. Band, S. 107f. „Im Norden ist jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung: überall seht ihr's aufgestellt, und wie vor einem Heiligen neigen sich alle Völker, wenn er auch von dem schlechtesten Sudler gemahlt oder geschnitzt ist. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, sperrt er seinen Schnabel auseinander, streckt eine rothe Zunge heraus, und zeigt ein Paar immer bereitwillige Krallen . . . Es wird niemanden recht wohl, der ihn ansieht."

[2] Ein Teil der Selbstbiographie des preußischen Beamten Christoph Wilhelm Heinrich Sethe ist bei Gustav Freytag a. a. O. abgedruckt. S. 780–790.

[3] Vgl. Hans Günther, Romantische Kritik und Satire bei Ludwig Tieck. Diss. Leipzig 1907, S. 8ff. Vgl. Dr. Erna Görte, Der junge Tieck und die Aufklärung. Germanische Studien, Heft 45, Berlin 1926, S. 80.

ihres Landes: streng, ernst, militärisch; daher ihre Liebe zum Militär, die in einem kleinen Staate fast bis in's Lächerliche geht. In Cassel ist fast jeder dritte Mensch, dem man auf der Straße begegnet, ein Blaurock" (85).

Besorgt denkt Wetzel an die Folgen für die Bürger: „Das muß den Bewohnern dieses ohnedieß kärglich ausgestatteten Landes zur Last fallen . . ."[1] (85). Die wirtschaftliche Inanspruchnahme der Bürger ist aber nicht seine größte Sorge. „Der falsche militärische Geist verscheucht die Musen, der wahre nicht, der da weiß, warum und wofür er das Schwerdt an der Seite trägt." Als Vorbilder stellt er „die kriegerischten Nationen" hin, die Griechen und die Römer. Im Hessischen dagegen sind „die letzten Spuren öffentlicher Volkslust", ein freies Wort, ein herzliches Lachen — Lebenslust in der „Öffentlichkeit" so ausgerottet wie sonst nirgends — „ausgenommen etwa im Preußischen". Es ist der von Goethe, Schiller und den Romantikern aufgenommene Kampf der Genies gegen eine freudlos-philiströse Bewegung, gegen eine kaltrationale Lebensordnung, gegen eine moralische Engherzigkeit. Wie Wetzel diese Fehde in seinen Dichtungen immer wieder ansagt, das erwies unser erster Teil der Betrachtung „Absage an den Rationalismus". Da solche Fragen aber tief in das gesamte Leben der Staaten hineingreifen und Wetzels Haltung zu ihnen bestimmen, gehört ihre Erörterung auch an diese Stelle. Kommt auf das Thema einer striktmoralischen, gezwungenen Lebensordnung die Rede, so bricht sein lebendiges Temperament hervor, unverhüllt gereizt oder satirisch strafend. „Weise Regierungen" bekommen dann ebenso ihr Teil zu hören wie „dumme Autoren", die mit kläglicher Moral zu wirken suchen und eine „niederträchtige Eingezogenheit" unterstützen.

Seine Mahnung, die vor den Schlachten bei Jena und Auerstedt und vor den Taten Schills, Yorks und vor den Befreiungskriegen ausgesprochen wurde, verfehlt nicht ihre Wirkung: „Denn wisset, es gibt Punkte, Augenblicke giebt's, wo der Mann nur sich selbst zu halten vermag, wo kein Stock, kein äußerlicher Zwang hinreicht, wo allein Selbstkraft, heiliges Vertrauen auf das Göttliche in der eignen Brust, wo Muth und gewissenhafte Treue eines einzigen Mannes das Glück ganzer Völker auf Jahre entscheidet; dahin, glaubt mir, in die stille sichere Freistatt des innersten Herzens, dahin reicht kein Stock und keines Schulmeisters Rute" (95).

Die Abneigung Wetzels gegen den preußischen Staat findet seine Begründung schließlich nicht nur in der Ablehnung bestimmter

[1] Die Klage über das Vorhandensein stehender Heere ist in der damaligen Zeit nicht selten. Man schrieb ihnen eine Bedrohung des Friedens und eine mächtige Anspannung der Staatsfinanzen zu. Äußerungen A. W. Schlegels, der in den Berliner Vorlesungen auf diese Frage zu sprechen kommt, und Humboldts siehe bei Otto Brandt a. a. O. S. 67f.

Als ein Machtmittel ehrgeiziger Despoten und eine Plage für die Länder verurteilt Arndt die stehenden Heere. Geist der Zeit I, 64ff.

Einrichtungen und Maßnahmen der preußischen Verwaltung oder des Heeres, sondern auch in der verschiedenen geistigen Grundhaltung. Wie Wetzel sich von dem Wesen der preußischen Politik abkehrt, so auch von der brandenburgisch-berlinischen Geistigkeit und von der märkischen Landschaft, deren Reize ihm, dem erklärten Liebhaber einer zwischen Berg und Tal abwechselnden Gegend[1], nicht aufgegangen sind. Diese Feindlichkeit, die bisweilen mit harten und auch geschmacklosen Worten kundgetan wird, erklärt Wetzels Stellungnahme, die in geistigen Fragen immer entschieden ist.

„Und vollends die liebe Mark! Solche unglücklichen Erdstriche sollte der vernünftige Mensch ein für allemal den wilden Tieren überlassen. Der Fluch des Himmels und der Erde ruht darauf; es kann dort nichts Lebendiges gedeihen; an der Kraft der Natur muß des Menschen Kraft sich erheben, entzünden; wo jene tot ist, da gebiehrt diese höchstens — Berlinische Philosophie und Werneuchische Poesie" (5).

Wie Goethe, Tieck und A. W. Schlegel entzieht Wetzel dem armen Schmidt von Werneuchen[2] jeglichen dichterischen Kredit.

Eine Berührung mit Goethescher Dichtung legte schon die Übereinstimmung über den „Adler" nahe — vollends offenbar wird die Goethesche Nachfolge[3], wenn Wetzel selbst den Zusammenhang betont. Goethes Spottgedicht auf die Poesie des märkischen Pfarrherrn, den schon Wieland und später Goedecke, Wilhelm Grimm und der märkische Wanderer Theodor Fontane gelten ließen, trug die Überschrift „Musen und Grazien in der Mark" — dieser Titel war eine unmittelbare Anspielung auf den von dem Buchhändler Spener in Berlin 1795 herausgegebenen Kalender der Musen und Grazien, der Gedichte Schmidts enthält.

Wetzel nennt seinen Angriff[4], den er nach Goethe und keineswegs ungeschickt mit den gefährlichen Waffen der mimischen Satire unterstützt, „Variation auf die Musen und Grazien in der Mark". Trotz der offenen Bezüge kann man bei dem Gedicht doch nicht von einer leeren, im entscheidenden Sinne unschöpferischen Nachahmung sprechen, weil es vor allem zu beachten gilt, daß Wetzel, auch wenn er Goethe variiert, eigene Gedanken und Urteile ausspricht. Denn diese Verspottung paßt sehr gut zu den Bestrebungen unseres Dichters, der an vielen Enden — wie wir schon sahen — geistigen Stillstand, übergroße Genügsamkeit und kärglich-krämermäßiges Tun bekämpfte. Wetzel sang also in Goetheschen Tönen ein eigen empfundenes Spottlied, wozu ihm sein verwendungsfähiges Talent half[5].

[1] „Wo Berge sind, ist Gott; auf dem platten Lande hauset der Teufel" (40).

[2] Vgl. Musen und Grazien in der Mark. (Gedichte von F. W. A. Schmidt.) Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berliner Neudrucke 1889. Einleitung: S. I–XXII.

[3] Vgl. Schultz a. a. O. S. 260.

[4] Phöbus, herausgegeben von H. von Kleist und Adam Müller, April und Mai 1808.

[5] Vgl. Schultz a. a. O. S. 260 und Trube a. a. O. S. 96, 97.

Die starke Feindschaft Wetzels gegen die katholische Kirche und ihre Priester, wie sie der „Kleon" aussprach, verwandelte sich in der „Reise" in wohlwollende Duldung der römischen Hierarchie und in die Anerkennung einer echten Glaubenskraft, gleich welchem konfessionellem Boden sie entsprang. Diese Beruhigung des Wetzelschen Gemütes geschah unbeschadet seiner protestantisch-freien Geistigkeit. Der Mann, in dem „christlich-religiöse und mystisch-schwärmende Stimmungen beherrschende Macht"[1] erreichen, mag Sinn für die bewegenden Kräfte des Katholizismus gefunden haben. Daß er aber auch in der „Reise" Luther und Gustav Adolf begeistert preist, wurde schon erwähnt. Blieb also ein protestantischer Sinn in ihm lebendig, der schon im „Kleon" die Feindschaft zu der katholischen Kirche und ihren Priestern mitbestimmte, so wäre doch dort niemals eine Erwähnung „des ehemaligen milden geistlichen Scepters", wie sie im Zusammenhang mit Erfurt geschah, vorstellbar gewesen. Daß indessen niemals eine kirchliche oder politische Rücksichtnahme, viel weniger eine Gebundenheit, ihn bestimmte, der um die Wahrheit rang und Zeitfragen allein zum Nutzen des deutschen Volkes der Zergliederung durch seinen scharfen Verstand unterzog — diese Unabhängigkeit belegt sein Verhältnis zu der protestantischen Macht Preußen, deren Regierungsweise er mit der Herrschaft der geistlichen Herren verglich[2].

Wetzel sah in Stunden der inneren Ausgeglichenheit das Verbindende der Konfessionen, ja der Menschen überhaupt, ohne indessen seiner Grundhaltung untreu zu werden. Ganz im Banne der romantischen Weltschau, dem Geiste Wackenroders, Tiecks — wie ihn der „Sternbald" teilweise widerspiegelt,— des Novalis geneigt, kommt er auf das menschliche Sehnen zu sprechen: „Hier hält uns eine Wallfahrt ein wenig auf; aus solchem Anblick trinkt der Wanderer gern neue Kraft. Pilgern wir nicht alle nach einem Wunder- und Gnaden-Bilde? Es sey nun ein geliebter Mensch, in dessen Gestalt uns die Züge himmlischer Schönheit erscheinen[3]; es sey das körperlose Heilige, wonach das Herz des Wanderers steht und seiner Füße Lauf gerichtet ist.

Ohne ein solches Wunderbild, nach dessen Anschaun uns Lieb' und Sehnsucht endlos zieht, wäre der Mensch für Fraß und Wollust nur geschaffen . . ." (134). Mit anderen Worten nimmt er denselben Gedanken wieder auf: „Ist nicht alles, was lebt und Odem hat, auf einer ewigen Wallfahrt begriffen?" (135). Wie sehr es ihm auf den rechten Glauben und nicht auf die Form, gar die glanzvolle Form ankommt, führt noch einmal sein Ausfall gegen eine Hof-Prozession „mit all den Fackeln in hohen Händen, und den Juwelen und dem Galastaat" vor Augen, gleichzeitig erscheint in einer solchen spitzen Bemerkung auch seine Verachtung für Hofwesen und Etikette — die schon der Minister Fernando

[1] Vgl. Schultz a. a. O. S. 234 und Trube a. a. O. S. 110.
[2] Vgl. Gustav Freytag a. a. O. Bd. II, S. 762.
[3] Vgl. das Märchen von Hyazinth und Rosenblüth des Novalis.

im „Kleon" eifrigst bekämpfte — und das dem Sturm und Drang und der Aufklärung gemeinsame Motiv von ländlicher Glückseligkeit bei Einfachheit und städtisch-höfischer Unglückseligkeit bei Prunkentfaltung, das mit Rousseauschen Forderungen, wenn auch nicht in unmittelbare, abhängige Verbindung zu bringen ist.

Der Wandel, oder besser die Weiterentwicklung Wetzels, im Rückblick auf den „Kleon" zeigt sich bei einzelnen Ausführungen mit großer Deutlichkeit. Wie hätten wohl seine Sätze in dem Roman über die Kreuzzüge gelautet? Wahrscheinlich wäre das Wort „plumper Betrug" und „Machenschaft einer löblichen Geistlichkeit" gefallen. Anders ist das Verhältnis in der „Reise". Hier sieht er ohne oppositionelle Heftigkeit „die Kreuzzüge und alles, was Großes und Herrliches auf Erden durch Glaubenskraft und Liebesmut vollendet ward"[1]. Zu einer solchen Einfühlung in den vergangenen Geist hat sein neugewonnenes Verhältnis zum deutschen Mittelalter beigetragen, von dem sowohl in den „Strophen" als auch im „Kleon" nichts zu verspüren war. Dieses Verhältnis kam bereits in dem anderen Teil der Untersuchung zur Sprache.

An dieser Stelle darf aber auf die besondere Artung des Wetzelschen Geistes hingewiesen werden, das ihn von vielen seiner romantischen Zeitgenossen scheidet. Bei aller Versenkung in das deutsche Mittelalter und seiner bisweilen sehnsüchtigen Betrachtung dieser stolzen und starken Epoche (wie sie die Romantik sah) erliegt er nicht einer schwärmerischen, welt- und gegenwartabgewandten Versenkung. Davor bewahrten ihn nun nicht etwa erschütternde Ereignisse der Zeitgeschichte, die ihn plötzlich aus Sehnen und Träumen rissen, sondern sein scharfer Verstand, die Gebundenheit an das Wirkliche, seine erzieherische Haltung, seine persönliche Aktivität. Vergangenes Leben durfte für ihn nicht losgelöst betrachtet werden, sondern mußte dem weiterfließenden dienen, „denn klein ist es an seine Zeit zu denken, wenn man die Vorwelt betrachtet, und über seine Zeit zu klagen, zeigt weiter nichts, als daß man die Weltgeschichte nicht versteht, und keinen Sinn hat für die Zukunft" (82). Die Ablehnung ist so zu verstehen, daß mit ihr eine elegische Klage gemeint ist, die nur dem Vergangenen gilt und keinerlei Kräfte für ein Vorwärtsschauen aufbringt. Eine kritisch-hilfreiche Zeitklage tönt in Wetzels Werken an vielen Stellen hervor.

Fassen wir die Ergebnisse kurz zusammen, die wir aus einer Betrachtung der politischen und kirchlichen Freiheitsfrage in der „Reise" gewannen, so ergibt es sich, daß die Ablehnung einer Minderung der Freiheit bestehen bleibt, allerdings in einer erheblich gemäßigteren Form als in der neugriechischen Fiktion. Hier trat der Kampf gegen die Fesseln von Staat und Kirche, deren sich das Individuum erwehren mußte, spontan auf. Dem entworfenen Bild gab Wetzel grelle Farben, und das

[1] Über die Bejahung Wetzels eines „feststehenden Kirchenglaubens" vgl. Dr. phil. Felix Neubner, Bautzener Geschichts-Blätter, 3. Jahrg., Nr. 4, S. 15. Wissenschaftliche Beilage der Bautzener Nachrichten 1911.

Licht fiel nur nach einer Seite, auf die Gegner der Tyrannen. Ein starkes Freiheitsgefühl unterstützte ein nationales Unternehmen. In der „Reise" blieb die Ablehnung der Fürsten bestehen, aber diesen Standpunkt begründete eine Untersuchung vieler zeitgeschichtlicher Vorgänge und Verhältnisse. In ebenso starkem Maße wie der Wendung gegen die Fürsten galt sein Eifer der deutschen Sache im Kampf gegen die Landesfeinde: um diesen bestehen zu können, tadelte er die Schädlinge des Volkslebens. Seine Liebe zum Deutschtum erwies sich sehr mächtig, wie seine Prophezeiung für das Ansehen der deutschen Dichtkunst zeigte. Blieb zwar ein gespanntes Verhältnis zu den Fürsten bestehen, so verschwanden die Ausfälle gegen die Kirche und traten gegen ein warmherziges Verständnis für ihr Tun zurück. Die alleinige Herrschaft der ratio schien Wetzel immer verderblich für die Entfaltung des Menschen-, Staats- und Kunstlebens. Für die große Mission Preußens brachte er noch kein Verständnis auf, sondern tadelte nur seinen scharfen militärischen Geist als Gefahr für das Blühen kulturellen Lebens. Das Tun und die Stellung Österreichs wurden gar nicht in den Fragenkreis gezogen.

3. Die Verteidigung der bedrohten Nation in „Magischer Spiegel . . .“.

1806 erschien pseudonym Wetzels „Magischer Spiegel“. Der große Wert dieser Schrift liegt nicht in der geheimnisvollen, das Gegenwärtig-Sichtbare überspringenden Prophetie, sondern in der patriotisch durchflammten und entflammenden Aussprache über Zeitverhältnisse und Zeitgestalten, über Menschen und Mächte allgemein. Diese Tat erkennt bereits eine sonst summarische Besprechung in der DA vollkommen an (DA, Nr. 71)[1]. Es wird hervorgehoben, daß der Verfasser „in diesen Tagen, wo der kleinen Seelen Zahl je und je größer wird, welche bei dem Untergange des gemeinen Wesens, am jüngsten Tag des Vaterlandes dennoch sich einzig und allein bedenken, ohne Herz und Sinn für das Ganze, lehren will, in gegenwärtigem Spiegel uns selber zu vergessen, und des gemeinsamen Heiles zu gedenken“. Wetzel besitzt und fordert den als fehlend beklagten Vorzug: Herz und Sinn für das Ganze. Unter dem Ganzen muß man bei dieser verantwortungsbewußten und nationalen Schrift die Belange des ganzen deutschen Volkes, das Schicksal des Deutschen Reiches und des deutschen Geistes verstehen[2].

Der religiös-prophetische Ton, der den „Magischen Spiegel“ trägt, erinnert an den der „Briefe über Brown's System der Heilkunde“ und weist auf die Art der „Sieben Briefe des Mannes im Monde an mich“ voraus. Als Beziehung auf Jakob Böhme muß man die Dreiteilung in der Schrift auffassen. Dreimal erscheint der Geist dem deutschen Jüngling und macht ihn mit dem Verlauf der Zukunft bekannt. So ist die Schrift auch in drei Kapitel eingeteilt. Die Dreiteilung stellt für den Inhalt der Schrift keine besondere Ordnung dar. Man kann als größere Linie angeben, daß die Ausführungen des Geistes in der ersten Nacht dem Wesen des deutschen Reichsgesetzes gelten, die der zweiten den gegenwärtigen und künftigen Geschicken des Reiches und die der letzten Nacht der Zukunft anderer Nationen. In Wirklichkeit kehren diese Themen jedoch ohne bestimmte Ordnung in den verschiedenen Kapiteln wieder. Es gehört eben zu der Vortragsart seines Geistes, nicht nach einem klar gegliederten Plan vorzugehen. Für unsere Betrachtungsweise ist es sinnvoll, den Stoff des „Magischen Spiegels“ nach bestimmten Themen zu gliedern und dabei die Verbindung mit dem schon Erwähnten herzustellen und den Entwicklungsgang weiterzuführen.

---

[1] Vgl. auch Franz Schultz, Nw, S. 263.

[2] Der „Magische Spiegel“ als Zeugnis romantischen Interesses an der Politik gebietet einen Aufsatz von Ernst Anrich anzuführen: War Stein Romantiker? Historische Zeitschrift, München und Berlin 1935. Anrich fragt: „Die Romantiker sind keine Tatmenschen?“ und antwortet: „Die ganze Romantik ist eine Tat“ (303). Er lehnt es ab, daß die Haltung der Romantiker „als träumend, als religiös, als dies und als das“ umrissen wird (S. 291). Der Aufsatz wird den Verdiensten der Romantik auf politischem und militärischem Felde in seiner weiteren Auslegung gerecht. Vgl. Otto Brandt a. a. O. S. 78 und S. 78, Anm. 1.

Ein gespanntes, teils ironisches, teils satirisches, jedenfalls aber unfreundliches Verhältnis zu dem Kaiser sprach sich in dem Vorwort des Verlegers zum „Kleon" aus — es vermittelte die Stimmung des ganzen Romans. Wie Wetzel sich weiterhin gegen Monarchen und Fürsten verhielt, das wurde aus „FR" ersichtbar. Gewiß zeichnet die Reisebeschreibung eine andere Kenntnis der Dinge und Sachlichkeit aus als den jugendlich-übereifrigen Roman: aber bei aller Beschwichtigung ist doch die den Fürsten ungünstige Stimmung zu verspüren.

Einen Wandel bringt in dieser Hinsicht der „Magische Spiegel". Wenn er auch keine Wandlung Wetzels bezeugt, so doch den ihm möglichen, weitgehenden Wandel.

Auf das Wesen des Reiches und die Person des Kaisers fällt das strahlende Licht der Zustimmung und der Begeisterung; es ist geradezu ein überirdisches Licht, wie es eben nur aus einer religiös-patriotischen Sphäre zu dringen vermag. Die ganze Schrift ist ein Hymnus auf das Reich. Was an scharfäugiger Kritik noch zuvor in FR ausgesprochen wurde — das weicht nun der Besinnung, dem Stolz und der nationalen Leidenschaftlichkeit des angegriffenen, bedrohten und verwundeten Deutschen: der Kaiser entsagte der Krone, die Deutschlands große Vergangenheit erlebt hatte. Solch ein Ereignis weckt viele Schläfer, um wie gewisser ein national-bewegtes Herz wie Wetzel! Das Unglück und die Not findet in ihm einen treuen Patrioten und einen zuversichtlichen Gläubigen, der auf die Gerechtigkeit Gottes für das Vaterland vertraut[1].

Selbst gegenüber der Anteilnahme Wetzels in FR an nationalen Belangen, die sich als recht umfassend erwies, ist der Geist des „Magischen Spiegels", auch wenn man den Anteil des prophetischen Tones für die Äußerung des Gefühls berücksichtigt, mächtiger.

Die Liebe zu Kaiser und Reich kehrt in zahlreichen Wiederholungen eines einzigen Gedankens wieder: gerade das deutsche Reich gleiche in Gesetz und Wesen dem überirdischen Reich. Ein größeres Lob vermag weder ein Prophet noch ein irdischer Patriot seinem Land zu spenden. Klar stehen nach den bisweilen dunklen Ausführungen des Erscheinenden die wesentlichen Ergebnisse ausgesprochen, so daß auch der einfache Leser den Sinn nur abzulesen braucht. „Nun, aber mein Bruder, habe ich dir das Verständnis geöffnet in menschlicher Zunge, auf daß du erkennest das Gesetz des Höchsten und seines Reiches ewige Ordnung. Einer ist der König und Herr, darnach seine Gewaltigen, darnach das Volk" (15). „Es ruhet aber die Herrlichkeit seines weltlichen Reiches darin, daß es menschlicherweise gleich sey dem göttlichen und ewigen

[1] Vgl. Otto Brandt a. a. O. S. 77; Richard Benz erklärt den „bibelgläubigen Patriotismus" Arndts a. a. O. S. 396; über die religiöse Grundstimmung der Befreiungskriege vergleiche die aufschlußreiche Arbeit von Karl Scheibenberger, Der Einfluß der Bibel und des Kirchenlieds auf die Lyrik der deutschen Befreiungskriege. Diss. Frankfurt (M.) 1936. „Aus dem Kriegs- und Siegesjahre Achtzehnhundert Dreyzehn." Vierzig Lieder nebst Anhang. Von D. F. G. Wetzel. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus.

Reich. Und mag Menschenwerk nicht herrlich heißen und währen seine Zeit, es sey denn, daß es ähnlich werde dem Werk Gottes, dem Ewigen und Vollkommenen."

Des deutschen Volkes „hochheilig Gesetz und Ordnung" erhält die größte Auszeichnung. „Fürwahr ein Meisterwerk menschlicher Vernunft und göttlicher zugleich! Ein Widerschein des unermeßlichen Weltreichs, der Weisheit deiner Väter und ein ewig und unvergängliches Denkmaal" (21). Wie auf das Reich ein Glanz des Überirdischen fällt, so auch auf den Kaiser. Dies ist eine ungewöhnliche Erscheinung bei dem Gegenspieler der Monarchen und Fürsten, aber sie beweist seine große Liebe zu Deutschland und seine Einsicht in politische Angelegenheiten. Wetzel stellt jeden Hader und alle satirischen Bemerkungen zurück. Ihm ist bewußt, daß in der Notzeit ein Mann an der Spitze des Staates stehen muß, dessen Werk niemand hintertreiben darf. Daß der „Kaiser" nicht mehr vorhanden ist, stört Wetzels Denken nicht, ihm entgeht es nicht, daß der einstige Kaiser des Reiches bei den kommenden Ereignissen eine entscheidende Rolle spielen wird.

So sind die prophetisch-klangvollen Bemerkungen niemals leere Sätze, sondern sie besitzen immer eine wichtige Beziehung zu den Fragen, die das deutsche Schicksal angehen. Die häufige Wiederholung eines Gedankens soll immer wieder auf eine notwendige Einsicht hinweisen.

Wie die Sonne „durch das ihr zugeordnete Gestirn" alle Dinge regieret in der Welt, so beherrscht der Kaiser durch die Fürsten das Reich, „das gesammte Volk deutscher Zunge von einem Meer zum andern". Bezeichnend für Wetzels Einstellung ist seine Sicherung der kaiserlichen Herrschaft. „Zwar also, daß jeglichem Lande seine Weise und Ordnung bleibe, gleichwie auch jeder Planet seinen Geist und eigene Richtschnur hat, darnach er schaffet und wirket: doch daß alle unterthan seyn Einem großen und unvergänglichen Gesetz, welches keines Fürsten noch Landes Wille beugen und brechen mag" (19f.). Die Lehre, die hier ausgesprochen wird[1], erscheint noch unmißverständlicher wiederholt: „Denn des Reiches Vorbild ist das Firmament; daselbst aber ist kein Zank noch Zwietracht, sondern eitel Liebe und stiller sanfter Friede in Ewigkeit" (20).

Genau so entschlossen wie in FR nimmt es Wetzel auf sich, das schwere Amt eines Erziehers auszuüben. Der Mann, dem sein Temperament oft eingibt, seinen Gegnern noch mit einem satirischen Satz aufzuwarten, weiß in der Stunde der Gefahr nur zu genau, was in Deutschland zu erstreben ist: Einigkeit im Denken und Handeln, diese Voraussetzung für jegliche wirksame Politik[2]. Immer deutlicher

[1] Vgl. auch MG, S. 21.

[2] Bei Wetzels Sorge um das Schicksal Deutschlands in seiner erregten Schrift denkt man an den Brief, den A. W. Schlegel an Fouqué – am 12. März 1806 – schrieb, in dem er nach einer „wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie" verlangte.

kommt aus den Vergleichen des Reiches mit dem himmlischen Reich und dem Firmament der von ihm sozusagen vorbereitete Kernsatz heraus — immer mehr nähert er sich den dringenden Fragen der Stunde.

„Und wo jeglich Haupt diesem Vorbild nachlebete, wäre Deutschland eine feste, unüberwindliche Burg, und die Macht der ganzen Welt könnte es nicht zwingen, noch stürzen" (20).

Voller Schmerz über die andersartige Wirklichkeit bestätigt der Geist, wie kostbar das Gut der Achtung und der Liebe zum Vaterland sei. „Du hast recht geredet allewege. O daß doch jeglich Haupt deines Volkes erkennete, gleich dir, die Herrlichkeit deutscher Art und Weise! . . . Gerechtigkeit und Friede wohnete in euren Gränzen und eures Reiches Haupt hieße in Wahrheit unüberwindlich" (33).

Wetzel räumt dem Kaiser unbedingt eine Vormachtstellung im Reich ein. Aber selbst die Erkenntnis, daß „Einer" herrschen müsse, hindert ihn nicht daran, den Vorzug des deutschen Reichsgesetzes (er spielt gelegentlich auf die „Goldene Bulle" an, ohne ihren Namen zu gebrauchen[1]) darin zu sehen, daß es jeden Mißbrauch der Gewalt ausschließt: sei es durch den Kaiser, sei es durch die Fürsten. In dieser Besorgnis erkennt man, trotz des Wandels, die Wesensart Wetzels wieder, der einst so hart gegen die Tyrannei zu Felde zog.

Dem Kaiser werden Rechte und Pflichten zuerteilt; wenn auch Wetzel begeistert von des Kaisers gebenedeiter Majestät spricht (16), so vergißt er doch nicht, die Weite und auch die Begrenzung seiner Macht, wenn er falschen Gebrauch von ihr macht, zu erwähnen. Die Wahl des Kaisers ruhet „kraft des Reichsgesetzes" in den Händen der Churfürsten. „So mögen sie ihn auch seiner Würde entsetzen, dafern er sich dem Reich in Rat und Tat entzeucht. Hin wiederum stehet dem Kayser die Macht zu, einen ungehorsamen und reichsbundbrüchigen Fürsten seiner Würde in kraft und Namen des heiligen Reiches verlustig zu erklären, und des Reichs Acht und Aberacht an ihm, als einem Hochverräter zu vollstrecken, wenn Milde und Lindigkeit nicht frommt" (18). Die Vortrefflichkeit des Reichsgesetzes besteht für Wetzel darin, daß durch sein Bestehen „der Tyranney", aber auch „der Empörung der Glieder gegen das Haupt" — der Zwietracht gesteuert werden kann. Für das vorbildliche Wesen des Gesetzes ist ihm kein Lob zu groß. In dem Maß, da das Menschengeschlecht seinem himmlischen Vorbild ähnlicher wird, in dem Maß „wird auch das Gesetz deutscher Reichsordnung sich ausbreiten auf Erden . . ." (39). In den schweren Tagen deutscher Geschichte ist Wetzels Glaube an die Herrlichkeit deutschen Geistes und deutschen Gesetzes größer denn jemals zuvor. In Deutschland mögen „die Weisen anderer Völker in die Schule gehen, ehe sie vom Geist der Gesetze reden" (39). Man tut dem Sinn des Satzes wohl keine Gewalt an, wenn man aus ihm eine zu dem Ausgeführten gut passende Ablehnung

[1] Siehe MG, S. 20.

fremder, französischer Staatstheorie — Geist der Gesetze = Esprit des lois — herausliest.

In einer Denkweise, die wieder an Herder erinnert, lehnt es Wetzel ab, das deutsche Gesetz nach den Maßstäben anderer Völker zu messen. Er verachtet nicht das römische Recht, aber das deutsche Gesetz soll nicht danach beurteilt werden (3). Den Verfechtern und Anbetern fremder Errungenschaften, die das Fremde zumeist auf Kosten des verachteten Eigenen loben, wird unzweideutig die Meinung über ihr schändliches Verhalten gesagt.

Alle Betrachtungen Wetzels über die Vollendung des deutschen Gesetzes zeigen, daß der Mensch, der im „Kleon" eine Beengung der Freiheit ablehnt, jetzt Gesetze anerkennt und preist. Diese Wendung erfordert nicht weniger als die patriotische Regsamkeit unsere Aufmerksamkeit. Nichts kann deutlicher Wetzels Entwicklung belegen als sein Abrücken von Menschen, die meinen, „die Freyheit sey ohne Gesetz" (52). Der Mann hat die Notwendigkeit von Bindungen einsehen und bejahen gelernt.

Wer wie Wetzel das deutsche Reichsgesetz achtet, dem sind auch nicht die Verstöße dagegen unbekannt. Mit der Begabung, eine politische Lage abschätzen zu können — ein Vorzug, der besonders FR auszeichnete —, betrachtet er das politische Leben im Jahr 1806.

Wetzel hat eine klare Vorstellung von dem Abstand, der zwischen seinem Bild des Reichsgesetzes und dem Bild der tatsächlichen Verhältnisse liegt. Nicht umsonst mahnt der Geist, Deutschlands Ordnung und sein heiliges Gesetz zu betrachten, „nicht, wie es stehet in diesen Tagen, sondern wie es empfangen und gebohren ward in deiner Väter Geist!" Voller Schmerz erkennt Wetzel das Ende des geliebten Reiches. Wer so wie er auf die Zeitereignisse zu achten vermag, der gibt keinen gefälschten Bildern in seinen Gedanken Platz. „Die auswendige Gestalt aber des Reiches vergehet, und das Ende ist nahe" (39). Schonungslos spricht der Geist die Wahrheit aus: „Obwohl das Gebäu noch zusammenhält hie und da, und ein wenig Gemäuer noch stehet, ists doch nicht mehr zu nennen ein fürstlicher oder kaiserlicher Palast" (47). Mit einem Wortspiel enthüllt Wetzel die trostlose Lage. „Und ob der Reichstag währet, scheinet darum noch des Reiches Tag?" (47).

Durch Hinweise und Anspielungen nennt er die Schuldigen furchtlos beim Namen — im Jahre 1806 eine rühmenswerte Tat. Über das Werden und Vergehen im Leben der Völker unterrichtet, sucht Wetzel den Beginn des Übels nicht nur in der mehr oder weniger unmittelbaren Vergangenheit, sondern auf dem langen Wege der deutschen Geschichte zu erkennen. Das Unheil des Reiches findet er in der selbständigen Politik der Reichsfürsten[1] begründet, die vergaßen, daß sie Lehnsleute von Kaiser und Reich waren, und im Besitz fremder Königskronen, als „große Herren und gewaltige Fürsten" sich nicht mehr dazu verstehen

[1] Vgl. S. 19 und 39.

wollten, dem Reichsgesetz zu gehorchen[1]. Er tadelt also jene Erscheinung, die wir mit Partikularismus zu bezeichnen gewohnt sind. So weit hätten es die Fürsten gebracht, „daß es auch für Recht gilt, so sie mit den geschworenen Feinden deutschen Vaterlandes gemeine Sache machen durch Bund und Blut, ja das Reich selber mit Feuer und Schwerdt verheeren" (41). Wenn man im Zweifel sein könnte, ob dies nur eine allgemein gehaltene Klage sei, so belehrt einer der folgenden Sätze darüber, was es mit dieser Vermutung auf sich hat: das Urteil gilt den Rheinbundfürsten und ihrer beklagenswerten Politik. „Ja auch dem Erbfeind räuchern sie als ihrem Kayser und Oberherrn, auf daß ihrer gedacht werde am Tage der großen Theilung der Erde" (42). Die Zwietracht der deutschen Fürsten und der Abfall vom Kaiser und den Reichsinteressen schufen die traurige Lage[2]. „Wie mag also der Leib bestehen, da ein Glied ist wider das andere, alle aber wider das Haupt?" (42).

Merkwürdig günstig kommt in der Wetzelschen Zeitbetrachtung die Habsburgische Hauspolitik weg. Vermutlich kann er mit ihr nicht das Konto des Kaisers belasten, da ihm sonst jede Möglichkeit genommen wird, an einem leuchtenden Vorbild festzuhalten.

Von den schweren Vorwürfen, die Wetzel gegen die Fürsten vorbringt — er wirft ihnen Habsucht, Eigennutz und Pflichtvergessenheit vor[3] —, nimmt er die geistlichen Fürsten aus, die schon in FR eine bevorzugte Behandlung von ihm erfuhren. Wetzel bedauert den Vorgang der Säkularisation. Wie in FR betont er wieder die Milde des geistlichen Zepters. „Und ihr Stab war sanft, und die Völker blüheten unter ihrem Stabe" (41). Wetzel entfernt sich also immer weiter von dem Kampfe gegen die geistliche Zwangherrschaft, wie sie ehedem den „Kleon" erfüllte. Die Geistlichkeit bevorzugt Wetzel nicht ohne Absicht. Der Tadel der weltlichen Fürsten geschieht, weil ihre schlechten Taten die Verwirklichung der französischen Pläne in Deutschland unterstützen: er entstammt also der Rücksicht auf die hohe Sache des Reiches. Die Säkularisierung durch Napoleon deckt sich sowohl mit der Ideologie der Französischen Revolution als auch mit seinem eigenen machtpolitischen Vorhaben, die Stellung des Hauses Habsburg zu schwächen, um den eigenen Zielen näherzukommen. Die Verweltlichung des geistlichen Besitzes trifft die Anhänger und politischen Stützen des Hauses Habsburg — die geistlichen Fürsten. Bedenkt man, wie planmäßig Wetzel der

[1] In der Sache mit Wetzel übereinstimmend, aber in der Form viel erbitterter und daher schonungsloser brandmarkt Arndt das Tun der Fürsten. „Ich weiß die Zeit kaum in der deutschen Geschichte, wo deutsche Fürsten edel und vaterländisch gefühlt, getan und gelitten haben. Schmutziger Ländergeiz, feige Furcht der Gegenwart, unpatriotische Gleichgültigkeit zeichnet sie seit Jahrhunderten aus, und deswegen ist Deutschland seit Jahrhunderten der Tummelplatz aller Kriege und die Beute der Fremde gewesen." (Geist der Zeit, Bd. I, S. 234ff.)

[2] Vgl. Arndt, Geist der Zeit, Bd. I, S. 241ff.

[3] „. . . und denket jeglicher nur auf sich selber, wie er wachse an Macht und Ehre, und dem Mächtigsten hold und gewärtig sei" (42).

Einheit des Wollens und der Verstärkung des Widerstandes dienen will, so begreift man leicht, warum er den geistlichen Fürsten günstig gesinnt ist. Zudem darf man noch eine gefühlsmäßige Reaktion in Betracht ziehen. Es ist häufig zu beobachten, daß das Mitgefühl dem Unterlegenen oder dem verschwindenden Alten zukommt. Diese Schlüsse macht Wetzels Stellung zum Papst wahrscheinlich, die sich mit dessen weltlicher Bedeutung beschäftigt. Wetzel bedauert es nicht, wenn künftighin das „geistliche Scepter" nicht mehr herrscht „über alle königliche Bäume" (57).

Überraschend mag es wirken, wenn der unbarmherzige Tadler und Patriot für die reichsfeindliche Handlungsweise der Fürsten Verständnis aufbringt und sogar eine Art Entschuldigung beibringt. Nichts hebt seinen Abstand von der eifernden Einseitigkeit des „Kleon" mehr hervor als dieses aufgeschlossene Verhalten. Wetzel folgt dem Wunsche, das Ewig-Menschliche zu berücksichtigen und die Handlungsweise des Gegenspielers von dessen Standpunkt aus zu verstehen. Bei aller Schärfe des endgültigen Urteils ist er doch geneigt, den anderen Teil auch zu hören. So sind die Worte des Geistes über die Fürsten aufzunehmen. „Wiewohl die Schuld des Reichsverfalles keineswegs ihnen beizumessen, als einzelnen Menschen; sintemahl jeglicher, er sei denn aus Gott und göttlicher Natur, sich selbst der nächste ist, nach dem Laufe dieser Welt" (20). Diese Einsicht kommt aber nicht nur der bedrängten Lage der Fürsten und ihren gelegentlich nicht leicht zu fassenden Entschlüssen zugute, sondern wiederum hauptsächlich dem Bestand des Reiches in der Zukunft. Weil Wetzel nur zu gut weiß, daß in der Welt der Tatsachen jeder „sich selbst der nächste ist", darum wendet er seine Augen einer Zeit zu, da eine Auswirkung des Egoismus auf Kosten des Reiches nicht mehr möglich sein kann.

Bei den Ausführungen, die auf die Einigung des Reiches und auf das Verhältnis von Preußen und Österreich hinzielen, gilt es, die Prophezeiungen vorsichtig zu sondern. Wir müssen uns also fragen, was er mit der Vorschau in die Zukunft beabsichtigt und was er nicht damit erstrebt. Er beabsichtigt nicht mit seinen Vorausdeutungen, sich und seine Schrift durch solch ungewöhnliches und fragwürdiges Tun interessant zu machen und auf die Zugkraft des Sensationellen zu rechnen. Dazu sind seine Worte zu ernst und zu aufrichtig. Ebensowenig denkt Wetzel daran, daß seine Prophezeiungen sich erfüllen würden, das kann ihm bis zu einem gewissen Grade sogar gleichgültig sein, denn er betreibt ja keine politische Prophetie, die am Ende noch mit Kannegießerei zu verwechseln wäre. Ihm geht es im Jahre 1806 darum, Trost und Zuspruch zu spenden, neue Kräfte zu wecken, die dem Reich dienlich sein können. Er will mit seinen Prophezeiungen darauf hinweisen, welche Möglichkeit das deutsche Schicksal noch besitzt, und daß das gegenwärtige niemals das endgültige und das eigentliche sei. Ob die Angaben seiner Tatsachen sich bewahrheiten würden — das ist also nur eine zweite

und auch nebensächliche Frage. Wenn er eine Einigung Deutschlands befürwortet, so sagt er damit seinen Lesern, daß diese Einigung für Deutschland notwendig und wünschenswert sei, weil dann der unheilvolle Zustand, daß jeder der Fürsten sich selbst der Nächste sei, aufhöre zu schwächen. Gelegentlich – bei der Betrachtung der italienischen Verhältnisse – geschieht der dringlichsten Not des deutschen Reiches – seiner Uneinigkeit – vielsagende Erwähnung. „Und das ist dein Unheil, daß du nicht Eines bist in dir selber, nicht Ein Volk, sondern viele Völker, nicht Ein König, sondern viele Fürsten und Herren ohne Oberhaupt. Darum hat auch das Schwerdt schier unter allen Landen am meisten dich heimgesucht, desgleichen der Deutschen Reich (welches auch der Einheit ermangelt) und haben dich die Fremden jederzeit erkoren zur Stätte ihres blutigen Kampfspiels und zur Laufbahn ihres Stolzes" (57). Für uns Rückblickende ist das politische Urteilsvermögen Wetzels deutlich, der die Gleichartigkeit der staatlichen Not Deutschlands und Italiens betont: für uns, die wir von der vollzogenen Einigung und ihrem Werte wissen. Die deutsche Einigung wird kommen, meint Wetzel; klugerweise nimmt er Abstand davon, sich auf eine zeitliche Angabe festzulegen. Die Zuversicht verleiht ihm der Verlauf der Geschichte anderer Völker[1]. Der Weg der englischen und französischen Geschichte mag ihm im Sinn liegen. „Denn im Anfang waren viele Fürsten, aber Ein Oberhaupt, dem waren sie untertan: doch herrschete jeglicher nach eigenem Recht in seiner Pflege. Mählig aber wurden die Fürsten zu Namen, ihre Macht aber schmolz in Eins, und stund hinfort nur eine Sonne am Firmament. Also gehet es auch mit Deutschland. Und ob einige Fürstentümer noch bestehen eine Weile, wird alles zuletzt Ein Reich, Ein Scepter, Eine Krone" (42).

Die Erörterung, auf welche Weise das geschichtliche Ereignis wohl zustande kommen wird, unterrichtet wieder über Wetzels Verhältnis zu Preußen. Darin ist eine Änderung eingetreten, nicht eine im Äußeren weitgehende, sondern eine für die innere Stellung bedeutsame. Wir erinnern uns, daß Wetzel in FR in ironischen Sätzen von den königlichen Eigenschaften des preußischen Adlers sprach. Diese Abneigung gegen die preußische Machtpolitik bleibt bestehen. Bei dem Kampf der beiden Häupter des Reichsadlers, mit denen Österreich und Preußen gemeint sind, wird bemerkt, daß das preußische Haupt sich von dem anderen abgesondert habe und ein großer mächtiger Vogel, genannt Greif (40), geworden sei, in dessen Schutz sich vieles kleines Gefieder begeben würde. Diese Absonderung, diesen Ungehorsam wider „Recht und Gesetz" (40) billigt Wetzel nicht. Er erkennt aber doch an, daß Preußen durch seine Stärke berufen sei, eine große Rolle zu übernehmen. Denn das Haupt gegen Mitternacht (Preußen) hätte seine große Machterweiterung nicht erreicht, wenn das Haupt gegen Mittag (Österreich) ihm auf seinem Wege hätte Einhalt bieten können, was es nicht vermochte. Österreich konnte

[1] Siehe S. 42.

seine Stellung im Reich nicht wahren, „denn es war schwach und seine Augen dunkel worden vor Alter" (40). Preußen gehört die Zukunft, weil es stark genug ist, um sich durchsetzen zu können. Diese Feststellung ist um so höher zu bewerten, als Wetzel sie gegen seine innere Stimmung trifft und weil sie Aufschluß darüber gibt, daß Wetzel sich keinen Illusionen hingibt. Er traut dem Adler aus Mitternacht die Kraft zu, daß er „seine Fittige über ein Land nach dem anderen ausbreitet" (42). Bei solchem Fortschritt entsteht zuletzt ein Reich, ein Szepter, eine Krone. Der schwache und ermattete Adler „fleugt aus den Gränzen deutschen Namens . . ." (43). Daß dieser Adler sich nach Osten wenden soll — wir denken an die Balkanpolitik Österreichs — hat für uns nicht den Wert wie das Angeführte: der weitere Weg Preußens. Mit ihm stellt Wetzel der trostlosen Lage von 1806 eine erhebendere Zukunft gegenüber — das geeinte Reich, das nicht mehr der Willkür fremder Mächte und der Eigensucht eigener Fürsten ausgeliefert sein wird.

In dem weiteren Ablauf seines Lebens wandelt sich die unfreiwillige Anerkennung Preußens noch in eine freiwillige. Wetzel findet so sehr zu Preußen hin, daß man 1815 ihn „in München geradezu für einen politischen Agenten im Solde Preußens und Führer des ‚Deutschen Bundes' in Bamberg" hält[1]. Seinem zweiten Sohn, der am 26. März 1815 geboren wird, gibt er „den Namen des Preußenkönigs: Friedrich Wilhelm", eine Handlung, die „seinen bayrischen Feinden zum Trotz" geschieht[2].

Durchgehend und immer klar formulierbar sind die Meinungen Wetzels im „Magischen Spiegel" nicht zu erfassen. Es bleibt trotz vieler deutlicher Aussprüche und leicht zu verstehender Anspielungen ein dunkler, ungelöster Rest übrig, selbst wenn man nur den wichtigsten Gedanken folgt. Prophetenart ist häufig schwer verständlich und unauslegbar: diese Absicht Wetzels muß man berücksichtigen. Sodann aber auch seine Vorsicht, die — ungeachtet der Pseudonymität — in den politisch gefährlichen Zeiten dem Selbstschutz dient.

Wenn Wetzel noch angibt, daß ein Teil des deutschen Reiches Napoleon huldigen wird und der andere Preußen, so ist dafür eine klare Auslegung nicht beizubringen. Wetzel, der eine politische Übereinkunft der Partner Preußen und Frankreich sowie Österreich mit Rußland im Sinn hat — die Abfassung der Schrift muß also vor den verhängnisvollen Schlachten von Jena und Auerstädt liegen —, spielt wahrscheinlich auf das Verhältnis der Rheinbundfürsten zu dem französischen Herrscher an. Daß diese Ordnung aber nicht endgültig sein wird, belegt Wetzels Voraussage vom Ende des Napoleonischen Reiches.

Nichts ist bezeichnender für Wetzels Liebe zu Deutschland, seinen ungebrochenen Glauben an das Reich, seine nicht zu besiegende Zuversicht und seine tiefe Frömmigkeit, die durch alle Drangsale nicht irre

[1] Trube a. a. O. S. 69.

[2] Ebenda S. 75; über seine preußische Stimmung siehe auch S. 70 und 75 (Verhandlungen mit einem preußischen Zeitungsunternehmer).

wird, als seine Überzeugung von der deutschen Sendung Napoleons. Der Gewaltherrscher bringt Not und Elend über das Reich, aber diese Heimsuchung geschieht nicht ohne tieferen Sinn: sie dient Deutschland zur Selbstbesinnung und zur Wiederherstellung. Wetzel sieht in Napoleon ein deutsches Mittel.

Deutschland ist nicht mehr ein Reich zu nennen, und die Deutschen bilden kein einiges Volk mehr, „eine Hand ist wider die andere" — darum erweckte der Herr „einen Mann" von großer Kraft (46). Das geschah schon einmal in den Tagen Karls des Großen, und ob auch, was der Karolinger tat, „hart schien, wars doch wohlgetan" (46). Mit Karl, den Wetzel als Fremdherrscher anspricht, vergleicht er Napoleon, wahrscheinlich um eine Übereinstimmung zeigen zu können.

So deutet aber Wetzel die Sendung der beiden Herrscher: der deutsche Geist, der groß und stark in sich ist, braucht eine fremde Macht, um „sein Reich und Volk in neue Gestalt zu gießen". Diese Einwirkung ist notwendig, weil der deutsche Geist „nicht nach dem Wandel" stehet und zu fest auf sich ruhet (46). Wieder nimmt Wetzel einen Gedanken auf, den er schon in FR aussprach: er macht auf die Gefahren eines allzu konservativen Sinnes aufmerksam. Sieht man also auf die Untugend der Zwietracht und auf die besondere Beschaffenheit des deutschen Geistes, so findet man im „Magischen Spiegel" Napoleon als Erneuerer Deutschlands angesprochen. Diesem großartigen nationalen Glauben ist es also „keineswegs Schande", daß „der Arm aus Abend" Deutschland „abermals ergreift und handhabet" (46f.).

Wie Napoleon als eine letztlich helfende Persönlichkeit für Deutschland erscheint, so für andere Völker als eine strafende Macht, weil sie bislang auf ihre Mächtigkeit und ihren großen Reichtum trotzten und das Gold zu ihrem König erhoben.

Die Schweiz verlor ihre Freiheit, weil die „Eidgenossen" in ihren Reihen „Zwietracht, Rotten und Meuterei" aufkommen ließen[1]; die alte Treue und die heilige Sitte der Väter sind vergessen worden. Hier ist nun zu beobachten, wie die Notlage des deutschen Reiches zur Stärkung eines völkisch-politischen Bewußtseins bei Wetzel beiträgt. Es ist recht bezeichnend, daß der Jüngling nach dem Geschick des Reiches zuerst ein Wort über die Zukunft der „Eidgenossen" von dem Geist hören möchte, „denn sie sind aus deutschem Saamen und mit uns Ein Fleisch und Blut" (49). Eine solche Sorge um das deutsche Volkstum ist bei Wetzel vorhanden!

Wenn Wetzel bei einer Gesamtwertung des Wirkens von Napoleon eine deutsche Mission des großen Korsen erkennt — um seine Meinung sinnfällig auszusprechen — so straft er doch mit harten Worten den Tyrannen, wenn er ihn in der Person Karls des Großen angreift, mit dem sich der französische Herrscher aus politischen und gefühlsmäßigen

[1] Über das bedauerliche Geschick der Schweiz und seine Ursachen vgl. E. M. Arndt, Geist der Zeit, I. Bd., S. 231f.

Gründen in Verbindung zu bringen trachtete[1]. Karl der Große wird also wie Napoleon in die Ablehnung als Tyrann einbezogen.

„Denn es stehet auf Carl der Große von den Toten und zeucht sein Schwert zum andernmal, darob die Welt erzittert. Und bricht gewaltig herein mit großer Heereskraft . . . Aber die Flammen haben ihn nicht geläutert die tausend Jahr, daß er im Feuer was, sondern noch mehr entbrannt des Tyrannen Geist zur Willkühr ohne Maaß und Ziel" (43). Die Willkür ohne Maß und Ziel bewirkt für Wetzel auch das Ende des Napoleonischen Reiches. Wieder gibt Wetzel durch eine solche Voraussage Mut und Selbstvertrauen. Er weist in eine Zeit, da Napoleon und seine Erben Deutschland nicht mehr knechten werden. Zunächst sagt Wetzel einen Tag voraus, da der Tyrann „auf sein Haupt des heiligen Reiches Krone zu Rom, der Hauptstadt der Welt", sich selbst setzt. Dieser Tat wird aber keine bleibende Herrschaft folgen, sondern der Untergang. Wie schon öfters nimmt Wetzel auch für dieses Ereignis auf einen ähnlichen Vorgang der Geschichte Bezug; er erwähnt das Geschick der Karolinger, um den Vergleich Napoleons mit Karl dem Großen auf die Nachfolger zu übertragen. „Vom Capitol her schauen die Geister der alten Roma und schwören Rache seinem Stamm: gleichwie auch das Geschlecht des ersten Carl nicht bekleibet ist, sondern erloschen in Schmach und Ohnmacht" (43).

Den Gedanken der Willkür ohne Maß, die zum Untergange des großen Erobererreiches führt, setzt eine Betrachtung, in der vornehmlich die Herrlichkeit des deutschen Reichsgesetzes erörtert wird, fort. Der gedankliche Kern dieser Betrachtung ist die Erkenntnis, daß das Napoleonische Reich des Zusammenhanges, einer tieferen geistigen Verbindung, einer organischen Kraft entbehrt. Wetzel spürt, wie dem zusammengeknechteten Reich die innere Einheit fehlt. Das Reich Napoleons und der Franzosen „ist nicht gebohren aus dem Geist der Freiheit", es wirkt „allein im Ganzen als eine Masse, nicht aber in einzelnen Gliedmaßen, wie eines Tieres oder Menschen Leib" (53). Dieses Reich, das nicht mit der „Herrlichkeit deutschen Reichsgesetzes" verglichen werden kann, „webet und tobet auf Erden" nur als eine ungezügelte Naturmacht, „als ein Sturm, oder ander blind Zeug der Natur" (53).

Die Herrlichkeit des deutschen Reichsgesetzes besteht vor allem darin, daß jedes Glied des Reiches sein Leben hat; diese Lebendigkeit des Ganzen, diese organische Bindung fehlt dem französischen Staatskörper. Das einzelne Haupt „ist gar nichts in diesem Volk, die Masse alles" (53). Die alte Einstellung Wetzels gegen das Mittelmaß und die formlose Menge ist unschwer wiederzuerkennen. So verurteilt der eifernde Patriot die französischen Massen: „Und haben kein besonder Leben in sich und kein Gesetz . . ." (53). Dieser Abstand vom Gesetz bietet Wetzel die Gewähr für den Untergang des Napoleonischen Reiches. „Groß wird das Reich des Löwen aus Abend, viele Lande beherrschet das Scepter seiner

[1] Vgl. wiederum E. M. Arndt, Geist der Zeit, Bd. I, S. 266f. und 278.

Macht und man höret seine schreckliche Stimme auch jenseits des Meeres" (53). Das Reich des Löwen ist groß, aber sein Ende ist gewiß: „Welschland dient ihm, Deutschland spricht: Ich bin dein! Albion kniet an seinem Thron, Hispania ist seiner Füße Schemel. Aber nur eine Zeit, so fallen dem Löwen die Zähne wieder aus, und seine Klauen werden stumpf, da er die Welt mit fassete und zu Boden warf. Denn ein großer Wirbelwind währet nicht lange, und ein Wetter stehet nicht über drey Tage am Himmel" (54).

Bemerkenswert bleibt bei der Stellung Wetzels zu Napoleon, daß unser Dichter trotz der Einschätzung als deutsches Mittel und trotz des Hasses auf den Tyrannen doch nicht zögert, der absoluten Größe dieses Mannes seinen Beifall zu geben. „Der neue Cäsar und sein Glück" hieß sein stolzer Titel schon in FR, als Wetzel die militärischen Fähigkeiten anerkannte. Auch im „Magischen Spiegel" steht der Vergleich mit dem großen Römer. Die verschiedene Beurteilung ein und derselben Persönlichkeit läßt sich leicht auf einen Nenner bringen. Der Begriff des Genies spielte für die Stürmer und Dränger wie für die Frühromantiker eine bedeutsame Rolle. Er ist auch für Wetzel gültig: bei aller Gegensätzlichkeit in politischen und nationalen Fragen kommt ihm auch 1806 die Größe der Erscheinung Napoleons zum Bewußtsein. „Es hat aber der Welschen Geist einen kühnen Traum gehabt seiner alten Macht und Herrlichkeit in diesen unsern Tagen. Und da er erwachete vom Schlaf, siehe, da stund vor ihm der Geist des großen Cäsar, von welchem ist ausgegangen das Kaisertum über alle Welt . . . Und von ihm gehet aus zum andernmal das Scepter über den Erdkreis. Darum auch ist er Kaiser, das ist: Cäsar genennet, dieweil Cäsars Geist ist in ihm auferstanden von den Todten" (57). Diesem neuen, großen Cäsar wird Wetzel weitgehend gerecht: seinen Fähigkeiten und seinen Taten. Er erkennt in Napoleon den Erfüller der Französischen Revolution, der sie in eine normale Entwicklung leitete. Wenn Wetzel auch schon viel früher als 1806 — wie wir sahen — für Deutschland und sich die Wohltaten der Revolution ablehnt, so besitzt er deswegen doch noch Verständnis für die Ursachen, die zum Ausbruch in Frankreich führten. Wetzel steht also nicht auf der Seite derer, die Edmund Burke mit seinen „Reflections on the Revolution in France" ganz und gar beitreten, so seiner Bekannten und sonst Gleichgesinnten: Adam Müller und Heinrich von Kleist[1]. Wie sollte man sonst seine Worte deuten: „Und ein ander groß Volk nahm ihn auf; das war erwachet zur selben Zeit und hatte die Fesseln seines Arms zerbrochen in seinem grimmigen Zorn" (58). Das Verdienst, die Ausschweifungen und Entartungen der Revolution beseitigt zu haben, schreibt Wetzel in vollem Umfange Bonaparte zu. „Und das Reich schwebete zwischen Himmel und Erde, und die Wellen fuhren hoch daher und wollten das Schiff verschlingen. Das Meer aber, da es aufging, war seiner Kinder Blut, die sich untereinander erwürgeten in ihres Herzens Blindheit . . ." Mit biblischem Pathos erhält Bonaparte seine Anerkennung:

[1] Siehe O. Walzel, Deutsche Romantik, Bd. I, S. 109.

„Er aber trat herzu und besprach das Meere und das Meer ward still, und bedräuete den Sturmwind und siehe, der Sturmwind legete sich" (58). Wetzel bleibt aber nicht bei einer Anerkennung der Leistung stehen, sondern er gibt seiner Bewunderung für den Weg, den dieser seltene Mann zurücklegte, rückhaltlos Ausdruck. Bei dem Parteigänger einer starken, entschlossenen Persönlichkeit, die sich ganz einsetzt, um ein Werk zu erfüllen — wie Kleon es inmitten zögernder oder mutloser Mainotten unternahm —, muß der Aufstieg Napoleons, den er nur seinem eigenen Genius verdankt, einen mächtigen Widerhall wecken. Während die schwachen, äußerlich Mächtigen nicht imstande sind, ihre eigene, ererbte Stellung zu halten, geschweige denn zu vergrößern, tritt der namenlose Korse ohne nennenswerten äußeren Rückhalt auf den Plan der Weltgeschichte und beherrscht ihn mit der Macht seines Wesens.

Für Wetzel bedeutet das Geschick Napoleons eine gern und ehrlich wahrgenommene Gelegenheit, die Fürsten daran zu erinnern, welche Maßstäbe in der Welt der Taten gültig sind. Nicht das Erbe schafft den tüchtigen, lobenswerten Mann, sondern die Fähigkeit, das Überkommene verwalten und erhalten zu können. Nicht glühender Tyrannenhaß lodert — wie einst — hinter Wetzels Wort. Er redet, wie seine in der Welt gewonnenen Einsichten es ihm eingeben. Das Beispiel Napoleons erklärt, wem eigentlich die Macht gebührt. Keimhaft enthalten die Sätze unseres Dichters schon Gedanken, die bei den Reformen der preußischen Staatsmänner ihre Ausprägung erhalten sollten: die Einbeziehung der vorhandenen aktiven Kräfte des Volkes in das Staatsleben.

Den Korsen „hat gesetzet der Weltgeist zu einem ewigen Mal und Merkstein allem Volk auf Erden; dazu den Hirten der Völker allzumal: daß sie doch endlich lernen, wie nicht Geburt den Fürsten schaffe, sondern allein Geist und Krafft" (58)[1].

Wetzel zählt nicht mehr in der leidenschaftlichen und das Demagogenhafte streifenden Art die Vergehen der Fürsten ausführlich auf, wie er es im „Kleon" tat; er erwähnt lediglich die Wertsätze, die für alle Menschen verbindlich sind, und wirkt damit nicht weniger eindringlich.

Vor dem Weltgeist „gilt kein Ansehen der Person", und niemand überhebe sich „angeborener Hoheit und Gewalt!" (58). Napoleon ist für Wetzel „groß darin, daß er ist ein unvergänglicher Triumph des Persönlichen über das Glück und alles Blend- und Beiwerk der Geburt und jeglich Ding, . . . und ist also erhaben lediglich durch sein Verdienst und Würdigkeit über alle Könige und Fürsten auf Erden" (58).

Wie sehr unserem Dichter die durch persönliche Verdienste errungene Machtstellung zusagt, belegt das einzigartige Lob, das er — Napoleon, dem verhaßten Fremdherrscher, nicht vorenthält. „Mehr ist er, denn Alexander und Cäsar; sintemahl der erste König war von Geburt, der andere nur bis

[1] Arndt, Geist der Zeit, Bd. I. „Wie werden die Fürsten? . . . Man kann es wohl an manchen Stämmen beweisen, daß sie sich ausgebaut haben und nichts mehr als Spreu hervorbringen können" (235).

an die Schwelle der Herrschaft kam. Er aber ist aufgestiegen aus dem Staub bis zur höchsten Macht auf Erden, und hat sich selber einen Thron erbauet und die Krone gesetzet auf sein Haupt mit eigener Hand" (59).

Um es noch einmal auszusprechen: Wetzel verherrlicht in Napoleon nicht den Bedrücker Deutschlands und Europas, nicht den Franzosen, sondern — das Genie schlechthin!

Die Urteile über den deutschen Geist und über seinen Niederschlag in Gebilden der Kunst und Wissenschaft sind, ebenso wie die Prophezeiungen, erfüllt von einer einzigartigen glühenden Liebe zu Deutschland, dem gedemütigten und geknechteten Reich!

Stolz nennt er Goethe und Schiller, wenn auch geringer bewertet, in einem Satz mit „jenem unvergleichlichen Riesen aus Albion" . . .: „Man erhebt sich jetzt nach und nach von Schiller zu Göthen, ja selbst zu Shakespeare, den man sonst nur für einen verwilderten Naturmenschen und ungenießbaren Excentriker hielt . . ." (DA, Nr. 80). Die Abkehr von dem äußeren Regeln folgenden Dichtertum und die Hinwendung zu den wirklich großen Geistern, die über Lehrsätze erhaben sind, geben ihm die Bestätigung, daß die Deutschen „in Hinsicht ihrer patriotischen Bildung im Fortschreiten begriffen" sind. Über diese hohe Meinung von der deutschen Dichtkunst hinaus ist aber Wetzels männlicher und rührender Glaube in den Jahren 1805/06 — wie ihn FR und der „Magische Spiegel" besitzen — anzuführen, um sein nationales Denken und Fühlen in seinem überzeugenden und mitreißenden Ausdruck darzutun.

Während er in FR überlegt, welche Lehren man berücksichtigen müsse, um dem starken Feind und seinem großen Heerführer entgegentreten zu können, ist die nationale Stimmung so mächtig in ihm, wie es seine Meinung über das Epos spiegelt, daß nämlich „ein zweyter Homer" nur „in deutscher Zunge wiedergeboren werden wird" (FR, 143). Das harte Schicksal — so die Niederlegung der Reichskrone — erweckt in ihm ein leidenschaftliches, krafterfülltes Deutschtum. Die Not kann ihm den Glauben an Deutschlands Kraft und die Herrlichkeit seines Geistes[1] nicht rauben; die Schmach leitet ihn zu der großartigen Zuversicht von der deutschen Sendung. Mit dem Ton eines Propheten verkündet er seine Überzeugung, daß Gott das deutsche Schicksal lenke und alle Dinge zum Heile wenden werde. So fest ist sein Glauben an „das hochheilige Gesetz, Licht und Recht edler deutscher Nation", daß er die Verzagten aufrichtet: „Darum mags auch der Sturmwind nicht gänzlich brechen oder tödten, so anitza darüber gehet. Und dienet eher, daß es noch tiefer Wurzel schlage und seine Krone königlicher entfalte im Sonnenschein" (MGS, S. V). Der prophezeiende Geist hat für die Wankenden und Mutlosen des Jahres 1806 mehr als linden Trost bereit: „Du weißt: wir haben ein festes prophetisches Wort: Deutschlands Geist

[1] Über die „Auffassung von deutscher Größe, deutscher Art und Kunst" bei den Frühromantikern, bei Novalis, bei Fr. Schlegel, dann bei Schiller vgl. O. Walzel, Deutsche Romantik a. a. O. S. 83.

wird den Tod nicht sehen ewiglich. Denn es ist der Geist der Welt, und des ganzen menschlichen Geschlechtes" (33). Diese Verheißung wird nicht nur einmal ausgesprochen[1].

Der überzeugte Wetzel will die Ratlosen überzeugen, sie bekehren zu einer unverbrüchlichen Liebe für das in der Gegenwart gedemütigte Land. Kritik oder Tadel am deutschen Geist und am deutschen Wesen läßt ein derart gesonnener Mann nicht aufkommen: er widerlegt die gleichsam unausgesprochenen, aber zu erwartenden Aussetzungen, um ein ganzes Vertrauen zu Deutschland wecken zu können. Wetzel gibt also auf den Einwand der „Leute", daß der „Deutsche" nicht „besondern Geist noch Eigenthum im Gemüth" habe und „nach aller Welt" äffe, die gebührende Antwort. Der Geist erklärt, was „deutscher Geist ist: nichts besonderes zu seyn, vielmehr alles, nicht ein Ding, sondern die Welt. Und hab sich solch Ringen und Sehnen offenbaret in ihm von Anbeginn, und kein Volk des Erdbodens hat also tapfer gestritten für das Höchste und Heilige und für die allgemeinen Güter des menschlichen Geschlechtes" (30). Die Kreuzzüge hätten es erwiesen. Auch „des Glaubens Freyheit" sei ausgegangen von Deutschland, und „schier alles wahrhaftige Licht, so heut zu Tage den Völkern auf Erden leuchtet, ist aus deutschem Geist entsprungen . . ." (30). Das Geschwätz der Leute, die da sagen, „der Deutsche sey lediglich der Fremden Affe", verurteilt er hart und rücksichtslos. Er dient dem Vaterlande. „Wer also redet ist nicht werth, daß eine deutsche Mutter ihn gebohren, und ein deutsches Wort über seine Lippe gehe . . ." (30). Seine Liebe und seine Begeisterung geben ihm ein zu sagen, „daß schier alle Völker in Europa lächerlich sind, jegliches in seiner Art, außer allein der Deutsche". Denn die Fremden, „sie alle ermangeln des Sinnes für das Ganze", wie er den Deutschen angeboren sei (30). Wetzel erläutert den Landsleuten, daß die Aufgeschlossenheit des Deutschen für das geistige Leben fremder Völker ein Vorzug sei, denn kein anderes Volk sei dem Deutschen gleich „an Umfang des Sinnes und Geistes, also, daß er Raum genug hat, nicht allein für seine Gränzen, sondern für die ganze Welt . . ." (32). Was besonders das 18. Jahrhundert schon begann, seit dem Vorbild Herders, fremde Kunst zu verstehen suchen und zu würdigen, diese überschauende und verbindende Tätigkeit des Deutschen rühmt Wetzel: „Und was in aller Welt geschiehet in Geist und Wort, weiß der Deutsche und ist kein Licht eines Volkes, oder Landes verborgen, und sammlet in sich aller Stern Strahlen, auf daß ers wieder ausschütte in Kraft und Weisheit auf das Geschlecht der Menschen für und für" (32)[2].

[1] „Und wenn die Nacht vorüber ist, und das Wetter sich verzogen, dann wird er herfürgehen aus seiner Kammer als ein Held, und gleichwie die Sonne anheben den neuen Tageslauf . . ." (36). „Denn es hat der Herr ein Großes vor in Deutschland, und hat es gesetzet zu einem Morgenstern an seinem Himmel . . ." (37).

[2] Vgl. Novalis, Europa oder die Christenheit. Novalis' Schriften, herausgegeben von Paul Klockhohn. Nach den Handschriften ergänzte neugeordnete Ausgabe. Bibliographisches Institut A. G. in Leipzig. Zweiter Band.

Wetzel gibt den Grund an, warum der deutsche Geist und kein anderer berufen ist, „das Licht des Allerheiligsten zur Zeit der großen Nacht" zu hüten; man soll sehen, „was die Fremden treiben heut zu Tage in aller Kunst und Wissenschaft, und wie gar anders sein Tun und Wesen ist in diesem Werk!" (36). Deutsches Denken und Dichten würde geleitet von dem Sinn für das Ganze, der von allen Kräften unterstützt, bestrebt ist, alle wirkenden Kräfte zu erfassen: das ist der Gedanke Wetzels, wenn er das „Treiben" der anderen Völker verneint, deren Weise „Schwätzer und Narren" seien und deren „Weisheit" nun „Thorheit vor Gott" sei (36). Es ist die Überzeugung von dem schädlichen Einfluß der Aufklärung auf ein Volk, die Verachtung rationalistischen Wesens, die Wetzel den deutschen Geist über alle andere Geistesart erheben lassen in der Stunde der Prüfung. Schroff behandelt er daher die fremden Weisen. Mit dem Maß, das er an die Taten der Weisen, der „Schriftgelehrten", also der Philosophen und Wissenschaftler, anlegt, mißt er auch die Werke der Künstler. Verargt er es jenen, daß sie keinen „Spiegel der großen Welt" sondern eine „Haustafel" in den Händen halten, so beklagt er es, daß „ihrer Sänger Kunst lediglich ein schnöder Ohrenkitzel" sei, „nicht gebohren aus dem All" (37). Mit der so oft von ihm zu vernehmenden Klage über den Utilitarismus in der Kunst bekräftigt er sein Urteil: „Ja, es gilt bey ihrer etlichen die edle Kunst nichts, wo sie nicht des Leibes Nothdurft fröhnt und schaffet, das etwas Nützliches für Stadt und Land dadurch gewirket werde" (37).

Wie wenig ihm die Art und das Wesen fremder Nationen zusagen und wie hoch er das aus vielen Wunden blutende Deutschland und den deutschen Geist über sie stellt, das beweist die harte Kritik, die er an anderen Völkern übt. Nichts kann deutlicher darlegen, daß er mit Napoleon nicht den fremden Tyrannen feiert, den Franzosen, als die schon absprechend zu nennenden Urteile über Frankreich, den westlichen Nachbarn.

Dem Franken wirft er vor, daß er „lächerlich" sei, „seines albernen Dünkels halb", da er meint, er „sey der größte Geist und aller Kunst und Wissenschaft Meister" (30).

In der trostbedürftigen Zeit, in der sich Deutschland 1806 befindet, hat Wetzel keinerlei Sinn und nicht die geringste Toleranz für den Anspruch auf kulturelle und geistige Vorherrschaft, den zuzeiten Frankreich als grande nation zu proklamieren liebt. Wetzel ist erzürnt darüber, daß der Franke „der Fremden nicht achtet" und behauptet, „das erste Volk des Erdbodens zu seyn" (31). Der entflammte Patriot, den das bittere Schicksal seines Landes gewiß für Übertreibungen und Ungerechtigkeiten entschuldigt, wirft in dieser Frage gerade den Franzosen einen Fehler vor, den er in seinem großen Eifer selbst begeht. Er verteidigt nicht nur männlich und erzürnt das geliebte und geschmähte Deutschland, sondern geht dazu über, den Geist anderer Nationen recht kritisch zu untersuchen. Im „Magischen Spiegel" wäre es nicht

mehr vorstellbar, daß Wetzel, wie in FR, ausruft: „Lernen kann der Deutsche manches von seinem westlichen Nachbar, muß manches von ihm lernen, wenn etwas Ganzes, Rechtes aus ihm werden soll" (FR, 124). Die Zugabe, daß der Deutsche lernen kann, enthält ja die Kennzeichnung des deutschen Geistes, der, wie Wetzel auch im „Magischen Spiegel" meint, gelegentlich eines fremden Anstoßes bedarf. Aber der Nachbar wird nicht mehr in unmittelbarer Aussage als Vorbild benannt. In FR vermutet Wetzel noch, daß in dem guten, lustigen Volk an der Bergstraße „deutsche Redlichkeit mit französischer Sitte" gepaart sein mögen (FR, 155). Eine solche Anerkennung französischen Wesens kommt ihm im „Magischen Spiegel" nicht mehr über die Lippen. Seine mächtige Liebe zu Deutschland und die Erbitterung über den Feind führen ihn dazu, bei einem Vergleich zwischen der geistigen Beschaffenheit der beiden Nationen Frankreich hintanzusetzen. Das Jahr von 1805 auf 1806, von der Reisebeschreibung (FR) zum „Magischen Spiegel": die ganz deutliche Erkenntnis von den geheimen französischen Machtzielen und der Schmerz über das Ende des Reiches haben Wetzel zu einem einseitigen Verteidiger deutscher Belange gewandelt. Es sei „kein Mark und eigener Geist" in der französischen Kunst, behauptet er. Dieses falsche Urteil beruht nun aber nicht nur allein auf der politischen Lage und der deutschen Erbitterung, sondern auch auf der Einsicht in die Sonderart der nationalen Kunst. Was Wetzel verurteilt, ist das Streben des französischen Geistes nach Ordnung und Klarheit, seine Anmut und Leichtigkeit, eine Unbeschwertheit des Spielerischen, die Manifestation der ratio latina überhaupt — alle diese Eigenschaften vermögen nicht für Wetzel in der Zeit des deutschen Niederganges die grüblerische Ernsthaftigkeit und das Ringen des deutschen Geistes aufzuwiegen. Für ihn ist das französische Volk nicht dazu geschaffen, „zu schauen die Tiefe in allerley Ding und das Gold des Lebendigen hervorzugraben aus dem Grund der Welt und aus ihrem heimlichen Schooß. Sondern es bleibet oben und hat seine Lust am bunten Schaum, der oben auf schwimmt auf ihren ewigen Gewässern, und begnüget sich, den güldenen Kelch zu kosten an seinem Rande. Bis auf den Boden mögen sie ihn nicht leeren; denn das Getränk ist ihnen allzustark" (66)[1]. Von der Artung des französischen Geistes hat Wetzel gewiß einen hinlänglichen Begriff, er spricht durchaus nicht wie ein Blinder von den Farben, nur sagt ihm die französische Geistesart nicht zu und wird ihm um 1806 sogar verhaßt. Die Franzosen eignen sich vor allem dazu, das erkennt Wetzel klar, „zu sehen die Dinge im Wiederschein und sie zu ordnen nach dem Gesetz des Scheines", wie er sich nicht gewogen ausdrückt; hinzu setzt er seinen Tadel an rationalistischem Geist überhaupt: „. . . darin die Weisheit heutiger Welt am meisten besteht" (66). Unfreundlich ausgesprochen, enthält diese Betrachtung immerhin noch einen anerkennenden Zug. Er

[1] Wie hart Arndt die Franzosen beurteilt, siehe Geist der Zeit, Bd. I, S. 215ff.

verschwindet indessen zusehends, wenn Wetzel dem französischen Vorzug den deutschen gegenüberstellt. Auf politischem Felde vorläufig geschlagen und erniedrigt, auf dem geistigen aber stark und unüberwindlich — das ist das Ergebnis der Gedanken Wetzels, das auszusprechen sein leidendes Herz ihn drängt. Überlegen, ein wenig erhaben und mit innerer Genugtuung gibt Wetzel gerne zu, daß der deutsche Geist sich zu der Tätigkeit des französischen Geistes — die Dinge nach dem Gesetz des Scheines zu ordnen — „am mindesten schicket" (66). Was sonst die Franzosen als wissenschaftlichen und künstlerischen Ruhm in Anspruch nehmen, das ist ein falscher, weil grundloser Anspruch (66).

Die Besonderheit und die Größe des deutschen Geistes liegt für Wetzel, der nicht ohne Stolz davon spricht, „in der Erkenntnis des innerlichen Sinnes" (67).

Sucht man nun für die Betrachtung Wetzels über deutsche und französische Geistigkeit nach einem Anreger — immer dabei eingedenk, daß die letzte Formulierung Wetzel der eigenen Anteilnahme an den deutschen Fragen der Zeit verdankt —, so verweilen die Blicke auf Adam Müller, dem Bekannten unseres Dichters. Müller hielt gerade 1806 in Dresden Vorlesungen über die deutsche Literatur. Welchen Nutzen Wetzel aus ihnen gezogen haben mag — er, der immer geistig Aufgeschlossene —, lehren die ankündigenden Sätze, die Adam Müller am 1. Februar 1806 unter dem eigenen Namen über seine Vorlesungen in der DA (Nr. 10) veröffentlichte.

Wenn Müller einen Unterschied macht zwischen der deutschen und französischen Art zu denken und zu formen, so trennt die Art des Tones Müller von unserem Dichter. „Heitre gewandte Thätigkeit mit ernster, ausdauernder, nur hie und da etwas unbehülflicher Empfänglichkeit im Streit, wird den augenblicklichen Vorteil fast immer auf ihrer Seite haben, dahin gegen der bleibende Gewinn auf die entgegengesetzte Seite fallen wird." Müller geht also viel verbindlicher und diplomatischer als Wetzel zu Werke, ohne daß man ihm vorwerfen könnte, in der Sache nicht stark zu sein. Müller wird einmal als Helfer Metternichs nach Wien gehen: er beherrscht den durchgängig höflichen Ton. Als er Gründe angibt, die ihn zu seinen Vorlesungen in Dresden bewegen, erwähnt er auch „die Ruhe des Orts, die Anwesenheit vieler achtungswürdigen, meinem Gegenstande günstigen Personen . . ." Wetzel denkt und redet wie ein Volksmann. Er will die einfachen Herzen ansprechen und gewinnen. Ihm geht es dabei nicht um die Höhe der Gesichtspunkte, um die Originalität der Gedanken, sondern um die Wirksamkeit.

Das endgültige Ziel ihres Wollens haben Müller und Wetzel in unserer Sache wieder gemeinsam.

Als Müller die Ruhe des Ortes und die Anwesenheit bestimmter Personen rühmt, fügt er hinzu — und damit betont er das Wesentliche seiner Absicht —, daß auch „die Schicksale, die Deutschland vor kurzem getroffen haben" ihn für die geplante Unternehmung bestimmen.

„Denn nie ist die Anregung des Nationalgefühls nothwendiger, als grade in den Augenblicken der Erschütterung des Gemeinwesens. Die Erinnerung an das, was deutscher Geist vermochte, die Aussicht auf das, wohin deutscher Geist strebt, wird nicht blos Deutschen, sondern jedem mit der großen Bildungs-Gemeinschaft unseres Welttheils verbündeten zur Beruhigung gereichen."

Vergleicht man die Gesinnung Wetzels mit der Adam Müllers, so wird es verständlich, welche inneren Übereinstimmungen die Mitarbeiterschaft Wetzels an den Berliner Abendblättern ermöglichen werden, wie wenig entscheidend Wetzels Beiträge an sich immer sein mögen.

Das strahlende Licht, das Wetzel über Deutschland ausschüttet, weist nicht nur Frankreich in den Schatten, sondern auch noch verschiedene andere Nationen. Auffällig ist bei der Kritik Wetzels, daß er die verschiedenen Länder – sieht man von dem gutgehaßten Frankreich ab – nicht nach den bestehenden freundschaftlichen oder feindlichen Beziehungen zu Frankreich beurteilt. So erhält das englische Volk[1], dessen Regierung unablässig (trotz des Friedens von Amiens) den französischen Kaiser bekämpfte und zu Fall zu bringen suchte, wenig lobende Dinge gesagt. Überprüft man die Äußerungen Wetzels und will man sie zusammengefaßt wiedergeben, so kann man sagen, daß Wetzel den Engländern einen zu starken Sinn für Handelsgeschäfte vorwirft und einen zu geringen für Fragen der Kunst und Wissenschaft. Gewiß vergißt Wetzel nicht die Abkunft des von ihm hochgepriesenen Shakespeare, aber dieser Ruhm reicht nicht aus, um seine anderen Bedenken gegen England zu zerstreuen. „Sint der Zeit aber Albion solch herrlich, ja einig Gestirn erschaffen, hat es aufgehört, Wunder zu thun, und wird heut zu Tage siebenmal ärger mit dem Volk, denn das Land annoch in Finsterniß begraben lag. Denn sie haben das Licht gesehen und achten sein doch nicht . . . Und haschen nach dem Auswurf der Fremden, da doch die Perle ihre war" (68). Wetzel, der keinerlei religiöse Bindungen bei dem Erwerbssinn des englischen Volkes beachtet, findet sehr harte und verurteilende Worte für sein Tun.

„Ja also verstocket hat Mammon ihre Herzen, daß sie gar versinken in Viehigkeit für großen Hunger nach Silber und Gold, und wiesen den Propheten die Zähne, ob einer auferstünde unter ihnen" (68).

Wie früher Preußen, so ist jetzt Wetzel England schlecht gesonnen, von dem er meint, daß es die geistigen Belange vernachlässigt. Daher behandelt er die Engländer als „Verächter der Musen".

„Und das Volk wendet sich ab je mehr und mehr von der Weisheit und allen guten Künsten, und rennt dem Golde nach und verscherzet

[1] Selbst Arndt denkt daran, mit Napoleon „diese Sache" gegen England „zu einer allgemeinen" zu machen. Er verwirft eindringlich diese Möglichkeit – aber nur ihre Erwähnung ist doch schon überraschend und aufschlußreich. Siehe Geist der Zeit, Bd. I, S. 213. Die Beurteilung der Engländer, der die Wetzels ähnlich ist, siehe ebenda S. 210ff.

darob allen wahrhaftigen Adel des Gemüthes und des Geistes herrliche Freyheit" (68). Die hohe Meinung, die Wetzel von Kunst und Wissenschaft hegt, sein Bekenntnis zum Geistigen in der Welt bringen ihn dazu, eine vernichtende Beurteilung auszusprechen. „Sintemahl einig und allein die himmlische Tinctur der Musen mag Herz und Seele läutern und den Geist frey machen. Wer aber die Musen verachtet, derselbige Mensch ist zu schätzen, als ein unvernünftig Vieh" (68).

Als groß und strahlend empfindet Wetzel hingegen die Erscheinung des deutschen Geistes, von dem zu sprechen er wiederum die Gelegenheit wahrnimmt. Unser Dichter kommt den Absichten Adam Müllers nach, der eine „Anregung des Nationalgefühls" wünscht. „Und ist fürwahr ihrer[1] auch nicht einer tüchtig erfunden, zu schauen des deutschen Geist Macht und Herrlichkeit und den neuen Tag, so aufgegangen durch ihn in der Wissenschaft des Heiligen und Einigen zu dieser unserer Zeit" (68).

Durch seine Betrachtung der Art und des Wertes des Geistes der Nationen gewinnt Wetzel Maßstäbe, nach denen er eine Prophezeiung ihres Geschickes ausrichten kann. So deutlich erkennt er also an, daß eines Volkes Zukunft nicht allein von den Schätzen und den Waffen, die es zur Stunde besitzt, abhängig ist, sondern daß der Geist entscheidet. Wenn ihn auch der nationale Eifer und die Erregung dazu verführen, gegen viele Völker unbillig zu verfahren, so bleibt doch die Stimmung, aus der heraus Wetzel spricht, und die Höhe des Standpunktes, die materialistische Betrachtung meidet, bemerkenswert.

Die Prophezeiung über England schließt sich seiner dargelegten Meinung über den englischen Geist vollkommen an. Die Verletzung bestehender Rechte und Gewalttätigkeit, die er England im Laufe seiner Geschichte vorwirft, wirken auf die Voraussage ein. Das Wort des Herrn wider Albion, das der Geist berichtet, enthält allen Tadel.

„Siehe, ich habe gesehen deine Gräuel von meinem Himmel und geschwiegen eine lange Zeit. Nun aber fahre ich hernieder, zu hören die Klage meiner Kinder wider dich, und dich zu richten mit Recht und Gerechtigkeit. Denn es schreyt zu mir der Völker Blut, die du verrathen und verkaufet hast um schnödes Gold und Silber, und hast die Augen der Gewaltigen geblendet mit deinem Mammon, daß die ihr Volk hingaben wie Schafe zur Schlachtbank . . . daß du alle Meere heimsuchest und beraubest alle Küsten und hast keine Scheu vor fremdem Erbe und Eigenthum in deinem sträflichem Übermuth . . . Und will dem Meer gebieten, daß es deine Schiffe verschlinge . . . Und den Arm deiner Feinde will ich stärken, daß er dich schlage zu Wasser und zu Lande . . . Und will über dich senden den neuen Römer; der soll dich fassen in deinem Eyland und verheeren die stolze Carthago und ihre Herrlichkeit in den Staub treten" (54f.).

Daß aber die Sätze im „Magischen Spiegel" nicht immer ganz wörtlich zu nehmen sind, sondern oft als der gesteigerte Ausdruck prophetischer

[1] Gemeint ist: der Briten.

Schau, geht aus Äußerungen hervor, die doch die Härte des Gesagten wieder gutmachen, ohne sie allerdings aufzuheben. So gesteht er dem Volk der Franzosen, der Engländer, unbeschadet der schweren Vorwürfe, und der Spanier eine Tugend zu, die er den Italienern, die den Nachteil ertragen müssen, an den „alten Römern" gemessen zu werden, den „Welschen", wie er sie nennt, abspricht: „Tapferkeit und wahrhaftiger Muth" (31). Er erkennt aber an, daß das „Unheil" Italiens in der staatlichen Zersplitterung zu suchen ist, die die Widerstandskraft gegen die Feinde schwächt. Daher haben die Fremden das Land jederzeit erkoren „zur Stätte ihres blutigen Kampfspiels und zur Laufbahn ihres Stolzes?" (57). Italien traf das harte Geschick, „ein Ball und Zankapfel aller Welt" zu sein.

Wetzel vergleicht nicht nur Deutschland und Italien wegen ihres Unglückes, keine Einheit zu bilden, miteinander, sondern auch wegen der Art und Weise, wie sie gewonnen werden kann: nur durch einen mächtigen Druck der Fremden. „Durch sich selber gewinnet er keine neue Gestalt, das Wort der Schöpfung muß von außen kommen. Hat ers aber vernommen, so bildet ers im Geist, und schaffet eine herrliche Gestalt daraus, daran sich Herz und Auge weydet" (57). Eine solche Kraft spricht er dem Italiener zu. Wenn er auch an dem armen und hartgeprüften Volk tadelt, daß es „hungrig und armselig, und vom Geiz besessen" sei (31), so hebt er doch wieder die Grundbeschaffenheit heraus, wenn er lobt, daß es zu den Völkern gehört, „so über die Natur sich erhoben zur Freyheit durch Wissenschaft und Kunst, und welcher Sinn nach dem Ruhigbleibenden steht" (57).

Eine besondere Vorliebe zeigt Wetzel für Spanien und das spanische Volk. Zwei Säulen, führt er aus, stehen noch in der Kraft des Allmächtigen: Deutschland und Spanien (Hispania).

Beide Völker verbindet eine Reihe von Vorzügen. Sie haben beide den heiligen Ernst und die Tiefe des Gemütes; keinem anderen gilt das Wort und die Treue „also hehr und heilig" (70). „Desgleichen der Wissenschaft und Kunst sind beide Muster, jegliches in seiner Art." Wenn Wetzel erwähnt, daß nirgends der Glaube so „tiefe Wurzel" geschlagen habe als bei diesen beiden Völkern, so sagt er das, obschon er — in einem anderen Zusammenhang (30) — rühmt, daß die Glaubensfreiheit von Deutschland ausgegangen sei. Er meint also als das Verbindende die Tiefe der Religiosität. Obschon Wetzel mit guten Gründen das spanische Volk auszeichnet — Tieck setzte sich damals gerade für den Dramatiker Calderon de la Barca ein —, so bleibt doch ein wenig Verwunderung zurück, daß Wetzel Spanien neben Deutschland stellt[1]. Auch diese hohe

[1] E. M. Arndt bewundert und ehrt Spanien und sein Volk nicht weniger als Wetzel. Siehe Geist der Zeit, Bd. I, S. 148ff. Besonders aber S. 160 und 161. „...und ich bete das Volk an, welches so Großes und Würdiges aus sich erzeugen konnte" (160). „Dies sind Europens rechte Ritter, die Franzosen sagen nur, daß sie es sind. Europa kann seine Ritter nicht entbehren . . . Nordische Größe grenzt an spanische Hoheit" (161).

Einschätzung kann durch politische Gründe noch motiviert werden. Allerdings, weniger politische Beziehungen der Gegenwart als glanzvolle geschichtliche Erinnerungen, die zu den Gemeinsamkeiten der beiden Völker gehören, bewegen ihn, Spaniens dankbar zu gedenken. „Dazu haben sie zum öfftern getrachtet im Frieden und durch das Schwert, wie sie Ein Volk würden und Eines Hauptes Glieder . . . Und ob der Bund nicht lange stand und es gar das Ansehen gewann, als wäre eines des andern Erbfeind, war der Widerwille dennoch allein in Fleisch und Blut, nicht im Geist und im inwendigen Wesen . . .“ (70).

Wetzel beabsichtigt selbstverständlich nicht, mit der geschichtlichen Erinnerung — er denkt an die Zeiten des Spanischen Erbfolgekrieges — vergangene politische Verbindungen zu erneuern. Es tut ihm wohl, seinen Blick zu der einstigen Größe des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zu wenden, dessen Ende ihn so unsagbar erregt und schmerzt.

Literatur

Arndt, E. M., Sämtliche Werke. Herausgegeben von Karl Fr. Pfau, Leipzig o. J. Geist der Zeit, Band 8–11.

Anrich, Ernst, War Stein Romantiker? Historische Zeitschrift. München und Berlin 1935.

Athenaeum, 3 Bände. Berlin 1798/1800.

Benz, Richard, Die deutsche Romantik. Leipzig 1937.

Berliner Abendblätter. Herausgegeben von Heinrich von Kleist. Berlin 1810.

Bibl, Victor, Kaiser Franz. Wien 1938.

Bonaventura, Die Nachtwachen. Neudruck. Herausgegeben von Michels, Berlin 1904.

— Die Nachtwachen. Neudruck. Herausgegeben von Franz Schultz, Leipzig 1921.

Böhme, Jakob, Sämtliche Werke in 7 Bänden. Herausgegeben von K. W. Schiebler, Leipzig 1922.

Brandt, Otto, A. W. Schlegel. Der Romantiker und die Politik. Stuttgart und Berlin 1919.

Brentano, Clemens, Die Nachtwachen von Bonaventura. Herausgegeben von Erich Frank. Heidelberg 1912.

Brüggemann, Fritz, Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment. Jena 1900.

Büngel, Werner, Der Philhellenismus in Deutschland. Diss. Marburg 1917.

Bouterweck, Friedr., Graf Donamar. Briefe geschrieben zur Zeit des Siebenjährigen Krieges. Göttingen 1791–1793.

Czerny, Johann, Sterne, Hippel und Jean Paul. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Berlin 1904.

Dilthey, Wilhelm, Das Erlebnis und die Dichtung. Berlin 1913. (4. Auflage.)

Dresdner Abendzeitung (1806).

Ederheimer, Edgar, J. Böhme und die Romantiker. Heidelberg 1904.

Erler, E., Der Philhellenismus in Deutschland. Diss. 1906.

Ermatinger, E., Deutsche Kultur im Zeitalter der Aufklärung. Handbuch der Kulturgesch. Herausgegeben von Prof. Dr. Heinz Kindermann. Akadem. Verlagsgesellsch. Athenaion M. B. H. Potsdam.

Funck, Z., Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmanns und Friedrich Gottlob Wetzels. Leipzig 1836.

Gaiser, Konrad, Christian Friedrich Daniel Schubart. Schicksal/Zeitbild. Ausgewählte Schriften. Stuttgart 1929.

Görres, Joseph, Gesammelte Schriften. III. Band. Geistesgeschichtliche und literarische Schriften I (1803–1808). Köln 1926.

Görte, Erna, Der junge Tieck und die Aufklärung. Germ. Studien, Heft 45. Berlin 1926.

Goethe, J. W., Werke. Weimar, Hermann Böhlau 1894.

Günther, Hans, Romantische Kritik und Satire bei Tieck. Diss. Heidelberg 1907.

Heinse, Wilhelm, Ardinghello und die glückseligen Inseln. Der Gesamtausgabe vierter Band. Leipzig 1902.

Haym, Rudolf, Die romantische Schule. 4. Auflage. Berlin 1920.

Hölderlin, Friedrich, Hyperion. Sämtliche Werke. Leipzig, Insel-Verlag.

Huch, Ricarda, Blütezeit der Romantik. 10. und 11. Auflage. Leipzig 1920.

— Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig 1902.

Jean Paul, Sämtliche Werke bei G. Reimer, Berlin.

— Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Herm. Böhlaus Nachf., Weimar.

Klopstock, F. G., Werke, zweiter Band. Oden, zweiter Band. Leipzig bei G. J Göschen 1798.
Koch, Franz, Deutsche Kultur des Idealismus. Handbuch der Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. H. Kindermann. Potsdam.
Korff, A. H., Geist der Goethezeit. Leipzig 1923.
Köster, Albert, Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Heidelberg 1925.
Kindermann, Heinz, Klopstocks Entdeckung der Nation. Danzig 1935.
Leibbrand, Werner, Romantische Medizin. Hamburg/Leipzig 1937.
Meinecke, Friedrich, Weltbürgertum und Nationalstaat. 6. Auflage. München-Berlin 1922.
— Die Entstehung des Historismus. Bd. 1–2. München/Berlin 1936.
v. Moser, F. K., Reliquien. Frankfurt 1767.
Nadler, J., Literaturgeschichte des deutschen Volkes. Dichtung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften. Zweiter Band: Geist. Berlin 1938.
Neubner, Felix, Friedrich Gottlob Wetzel. Bautzener Geschichtsblätter 1911, Nr. 2–8. (Wissenschaftliche Beilage der Bautzener Nachrichten.)
Novalis, Schriften. Herausgegeben von Paul Kluckhohn. Bibliographisches Institut A.G., Leipzig.
Petersen, Julius, Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Leipzig 1926.
— Die Wissenschaft von der Dichtung, Bd. I, Werk und Dichter. Berlin 1939.
Phöbus, Ein Journal für die Kunst. Herausgegeben von Heinrich v. Kleist und Adam H. Müller. 1808.
Petrich, H., Drei Kapitel vom romantischen Stil. Leipzig 1878.
Rehm, Walter, Satirischer Roman. Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Herausgegeben von Paul Merker und Wolfgang Stammler. III. Bd. Berlin 1928/29.
Ritter, I. W., Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers. Weltanschauung der Frühromantik. Herausgegeben von P. Kluckhohn. Leipzig 1932.
Scheibenberger, Karl, Der Einfluß der Bibel und des Kirchenlieds auf die Lyrik der deutschen Befreiungskriege. Diss. Frankfurt 1936.
Schelling, Friedrich, Werke. Auswahl in 3 Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Otto Weiß, Leipzig 1907.
Schiller, Friedrich, Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. Stuttgart und Berlin.
Schlegel, A. W., Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Herausgegeben von J. Minor, Heilbronn 1884.
Schmidt, Erich, Richardson, Rousseau und Goethe. Jena 1875.
— Charakteristiken. Berlin 1901.
Schmidt v. Werneuchen, Musen und Grazien in der Mark. Herausgegeben von Geiger. Berliner Neudrucke. Berlin 1889.
Schubert, G. H., Gotthilf Heinrich Schubert in seinen Briefen. Ein Lebensbild. Von D. G. Nathanael Bonwetsch. Stuttgart 1918.
— Die Kirche und die Götter. Ein Roman. Penig 1804.
— Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft 4. Aufl. Leipzig 1840.
— Symbolik des Traumes. 3. Aufl. Leipzig 1840.
— Die Geschichte der Seele. 2 Bde. 4. Auflage. 1850.
— Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie. 3 Bde. Erlangen 1854–1856.
Schultz, Franz, Joseph Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik. Berlin 1902. (Palaestra XII.) 2. Auflage 1920.
— Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura. Untersuchungen zur deutschen Romantik. Berlin 1909.
— „Romantik" und „romantisch" als literarhistorische Terminologien und Begriffsbildungen. Deutsche Vierteljahrsschr. II, 349–366.
— „Romantik". Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Herausgegeben von P. Merker und W. Stammler. III. Bd., S. 107–122. Berlin 1928/1929.
— Klassik und Romantik der Deutschen. 1. Teil. Stuttgart 1935.

Siegel, C., Geschichte der deutschen Naturphilosophie. Leipzig 1913.
Steffens, Hendrik, Lebenserinnerungen. In Auswahl. Jena 1908.
— Beyträge zur inneren Naturgeschichte der Erde. Freyberg 1801.
Srbik, Ritter von, Metternich. 1925.
Steig, Reinhold, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin und Stuttgart 1901.
Tiedge, C. A., Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von K. Falkenstein. Leipzig 1841.
Tieck, Ludwig, Schriften. 20 Bde. Berlin 1828–1846.
Trube, Hans, Friedrich Gottlob Wetzels Leben und Werk. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Lyrik. Germ. Studien. Heft 58. Berlin 1928.
Wackenroder, H., Werke und Briefe. 2 Bde. Herausgegeben von Fr. v. d. Leyen. Jena 1910.
Walzel, Oskar, Deutsche Romantik. I. und II. Bd. Leipzig-Berlin 1923/1926.
Wetzel, F. G., Strophen. Lübben, in Commission bei C. F. Gotsch. 1802.
— Kleon der letzte Grieche, oder der Bund der Mainotten. Nach dem Neugriechischen. Ronneburg und Leipzig bei August Schumann 1802.
— Nachtwachen. Von Bonaventura. Penig bei F. Dienemann und Comp. 1805. (Neudruck siehe oben S. 6.)
— Briefe über Brown's System der Heilkunde. Leipzig bei C. G. Weigel 1806.
— Magischer Spiegel, darin zu schauen die Zukunft Deutschlands und aller umliegenden Lande. Hiebevor ein Wort von der Herrlichkeit unsers Reiches, edler deutscher Nation an Herz und Seele gelegt durch Theophrast, genannt Teutonicus. 1806.
— Sieben Briefe des Mannes im Monde an mich. Heliopolis im Jahre 1808.
— Fischers Reise von Leipzig nach Heidelberg im Herbst 1805. Görliz bey C. G. Anton 1805.
— Schriftproben. Mythen – Romanzen – Lyrische Gedichte. Bamberg, neues Leseinstitut von C. F. Kunz 1814.
— Prolog zum großen Magen. Leipzig und Altenburg, bei F. A. Brockhaus 1815.
— Aus dem Kriegs- und Siegesjahre Achtzehnhundert Dreyzehn. Vierzig Lieder nebst Anhang. Leipzig und Altenburg: F. A. Brockhaus 1815.
Winckelmann, J. J., Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke in der Malerei und Bildhauerkunst. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts (20). Heilbronn 1885.

Lebenslauf.

Am 24. April 1914 wurde ich, Fritz Heinrich Ryssel, als Sohn des Kaufmanns Friedrich Ryssel und seiner Ehefrau Thekla zu Berlin-Charlottenburg geboren. In die Sexta trat ich 1925 ein. Die Reifeprüfung legte ich Ostern 1934 auf der Humboldtschule zu Köln ab, die ich seit 1929 besuchte.

Mit dem Studium des Deutschen, der Geschichte und der Kunstgeschichte begann ich 1934 an der Universität Köln. Seit dem Wintersemester 1935 bis zum Sommersemester 1937 studierte ich an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt a. M. Die beiden folgenden Semester wurde ich zur Fertigstellung meiner Arbeit beurlaubt.

Im April 1939 begann ich das Ausbildungsjahr als Schriftleiter beim „Darmstädter Tagblatt".